

J. J. Voskuil

# Das Büro

Direktor Beerta

Roman

*Aus dem Niederländischen  
von Gerd Busse*

**LESEPROBE  
MIT BÜRO-MATERIALIEN**

C. H. Beck

Der Kultroman aus den Niederlanden  
erscheint am 21. Juli 2012.  
Wir bitten Sie, vorher keine Rezensionen zu veröffentlichen.

848 Seiten  
Halbleinen mit Gummiband-Verschluss  
etwa € 25,00  
ISBN 978 3 406 63733 9

Weitere Informationen:  
[www.das-büro-der-roman.de](http://www.das-büro-der-roman.de)

Titel der niederländischen Originalausgabe:  
«Het Bureau I: Meneer Beerta»  
© Copyright 1996 J.J. Voskuil, Amsterdam  
Originally published by Uitgeverij G.A. van Oorschot, Amsterdam

Der Verlag dankt der niederländischen Literaturstiftung  
für die Förderung der Übersetzung.

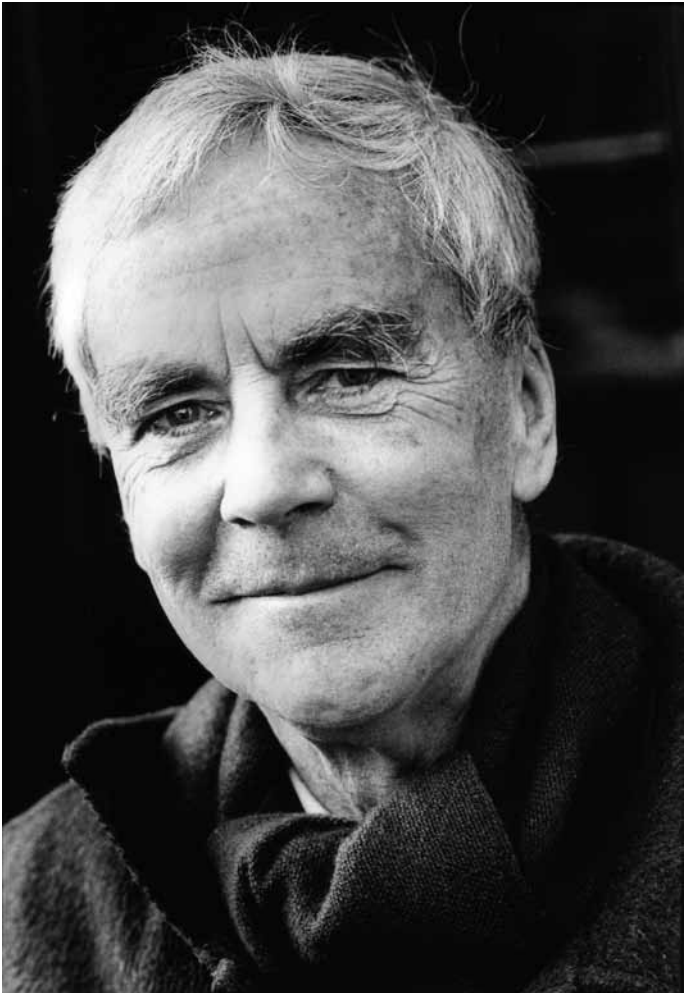
**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

## *Inhalt*

Eine Meistererzählung über Illusion und Desillusion. <i>Von Lut Missinne</i>	5
Der Autor J.J. Voskuil. <i>Von Lut Missinne</i>	7
Der Übersetzer Gerd Busse	8
Niederländische Stimmen zu «Het Bureau»	9
Deutsche Stimmen zu J.J. Voskuil	13

### *Leseproben*

Eine Stelle im Büro	15
Tod auf der Toilette	21
Die Kommissionssitzung	27
Die Ratte	35
Die Dienstreise	39
Ein Buch des Trostes. <i>Aus dem Nachwort von Gerd Busse</i>	49
Einsicht ist die einzige Freiheit. <i>Von Arjan Peters</i>	54
Eine Übersetzung wie ein Schrank. <i>Von Gerd Busse</i>	58
Ein Roman über das Leben. <i>Ein Gespräch mit J.J. Voskuil</i>	61



*J.J. Voskuil (Foto Klaas Kloppe)*

# *Eine Meistererzählung über Illusion und Desillusion*

Von Lut Missinne

Was haben die englische Bestsellerautorin J.K Rowling und der niederländische Autor J.J. Voskuil gemeinsam? Bei beiden standen die Fans bei jedem neu erscheinenden Band schon frühmorgens im Dunkeln vor den Buchhandlungen Schlange, um eines der begehrten Exemplare zu ergattern und es möglichst noch am selben Tag zu verschlingen. Eine wahre «Büromanie» hat J.J. Voskuil in den späten 1990er Jahren mit seinem siebenbändigen Werk *Het Bureau* ausgelöst. Über das Leben Maarten Konings – das Alter Ego des Autors – und seinen Arbeitsalltag an einem Institut für Volkskunde in Amsterdam (in dem niederländische Leser sofort das bekannte P.J. Meertens Instituut erkennen) hat der Autor mehr als 5 000 Seiten unwiderstehliche Prosa geschrieben. Alles begann im Jahr 1996. Kaum war *Meneer Beerta*, der erste Band des *Het Bureau*-Zyklus, erschienen, war er auch schon ausverkauft. Eine Neuauflage jagte die andere – ein Erfolg, der sich bei den nachfolgenden Bänden wiederholen sollte und eine große Schar Voskuil-süchtiger Leser hervorbrachte.

*Het Bureau* war in den Niederlanden aber auch literarisch ein großer Erfolg. Bereits kurz nach Erscheinen der ersten Bände erhielt J.J. Voskuil drei bedeutende Literaturpreise: 1997 den renommierten F. Bordewijk-Preis (für Band 1 und 2), mit dem auch in Deutschland so bekannte Schriftsteller wie Cees Nooteboom, Jan Siebelink, Arnon Grunberg oder A.F.Th. van der Heijden ausgezeichnet wurden. 1998 folgte der Prix des Ambassadeurs der in den Niederlanden akkreditierten Botschafter (für die Bände 2 und 3), und noch im selben Jahr durfte Voskuil den Libris-Literaturpreis entgegennehmen (für Band 3), der im Folgejahr an Harry Mulisch ging und mit dem auch Thomas Roosenboom, der mehrfache Anwärter auf den Literaturnobelpreis Hugo Claus und Dimitri Verhulst geehrt wurden. 2002 nahm die

Maatschappij der Nederlandse Letterkunde, eine altherwürdige literarische Gesellschaft in den Niederlanden unter Schirmherrschaft der Königin, den gesamten Büro-Zyklus in den «Kanon der niederländischen Literatur» auf, und 2007 landete der Roman auf der Liste der zehn besten niederländischsprachigen Bücher der Tageszeitung *NRC Handelsblad*.

Die Handlung des Romans beginnt Ende der 1950er Jahre. Die unter schrulligen Ethnologen und Bürohengsten situierte Handlung mäandert durch die Jahrzehnte. Der Leser folgt dem zynischen Blick der Hauptfigur Maarten Koning, der seinen Chef und zahllose andere Figuren, für Insider deutlich als Personen der Wissenschaftsszene erkennbar, humorvoll skizziert. Die Szenen alltäglichen Lebens und Arbeitens zwischen Kaffeepause und Büro werden in trockenen Dialogen auf einzigartige Weise zum Leben erweckt. Das im Roman nach dem ersten, exzentrischen Direktor benannte «Beerta-Institut» erscheint dem Leser als Zentrum sinnlosen Handelns, was einen manchmal schmunzeln lässt, oft genug jedoch in eine melancholische Stimmung versetzt.

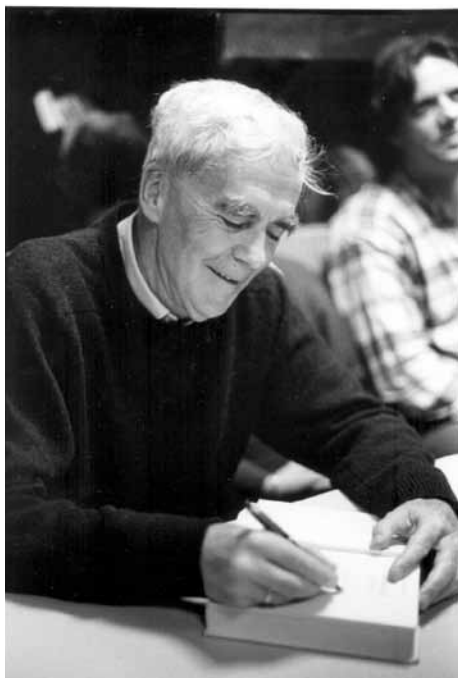
Voskuil schrieb, um zu begreifen, wie er dazu kommen konnte, dass er ein Leben lang Arbeit verrichtete, die er als sinnlos betrachtete, der er sich jedoch aus einem tiefen Verantwortungsgefühl heraus nicht hatte entziehen können.

Als «grandios», «süchtig machend» und «eine Perle des literarischen Realismus» wurde Voskuils Roman in den Niederlanden bejubelt. Er wurde aber auch wegen seines dokumentarischen und trockenen Stils als unliterarische «Buchhalterprosa» kritisiert. *Het Bureau* ist ein Werk universeller Literatur, in der jeder Leser sein eigenes berufliches und soziales Umfeld wiedererkennen kann, eine Meistererzählung über Illusion und Desillusion.

*Lut Missinne ist Professorin für moderne niederländische Literatur an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.*

## Der Autor J.J. Voskuil

Von Lut Missinne



Johannes Jacobus (Han) Voskuil wurde am 1. Juli 1926 in Den Haag geboren. Sein Roman *Bij nader inzien* («Bei näherer Einsicht», 1963), in dem Maarten Koning bereits als Hauptfigur auftritt, wurde von der Literaturkritik hoch gelobt, verkaufte sich jedoch schlecht. Seinen Durchbruch hatte er erst dreißig Jahre später, mit seinem Megaroman *Het Bureau* (1996–2000). Zuvor war Voskuil in den Niederlanden jedoch vor allem als Volkskundler bekannt. Er arbeitete dreißig Jahre lang als «wissenschaftlicher Beamter» am

Meertens Instituut in Amsterdam und machte sich mit dem Aufbau eines riesigen Schlagwortkatalogs zur Volkskunde einen Namen. J.J. Voskuil starb am 1. Mai 2008 in Amsterdam. Der schwerkranke Autor wollte über den Zeitpunkt seines Todes selbst entscheiden und wählte dafür den «Tag der Arbeit» – eine Wahl, die seine Leser kaum überraschen dürfte. Denn «Arbeit» war das große Thema dieses außergewöhnlichen Autors, der die Literatur um einen der interessantesten Romane der letzten Jahrzehnte bereichert hat.

## *Der Übersetzer Gerd Busse*

Gerd Busse, geboren 1959, Erziehungswissenschaftler, Politologe und Niederlandist, war an einem sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut beschäftigt, als er auf *Het Bureau* stieß und beschloss, es zu übersetzen. Heute arbeitet Busse als Projektentwickler und -berater in deutsch-niederländischen Bildungsprojekten und ist seit vielen Jahren als Publizist und Übersetzer tätig. Er lebt in Dortmund.



## Niederländische Stimmen

zu «Het Bureau»

«Ich lese Voskuil wahnsinnig gern, und zugleich wird mir schwindelig bei der Vorstellung, ich müsste selbst ein solches Werk schreiben. Eine fast übermenschliche Leistung – mein Kompliment!»

*Gerbrand Bakker, Autor von «Oben ist es still»*

### Aus der niederländischen Presse:

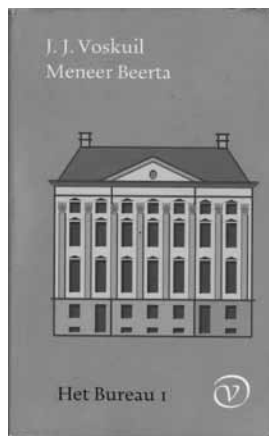
«Voskuil notiert all diese kleinen und großen Dramen auf die nüchterne, zurückhaltende Weise, die seiner Prosa die Spannung und Dichte großer Vorgänger wie Willem Elsschot gibt.»

*Frits Abrahams, NRC Handelsblad*

«Das holländische Pendant zur mythischen Great American Novel.»

*Pieter Steinz, NRC Handelsblad*

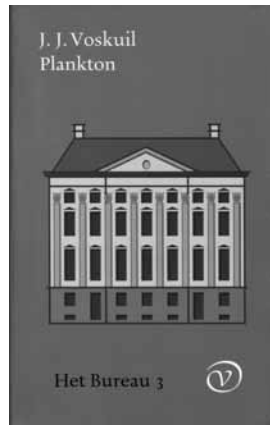
«Bleibt die Frage, was dieses Buch voll urholländischem Realismus so faszinierend macht, dass so viele Leser verrückt danach geworden sind. ... Es wird wohl der Wiedererkennungseffekt sein – auf jeden Fall für jeden, der in einem Büro arbeitet. Der Leser kann sich mühelos in die Romanfiguren hineinversetzen. Gewöhnliche Menschen werden ungewöhnlich, in der Vergrößerung erscheinen sie in einem völlig anderen Licht. Wiedererkennbar und mit trockenem Humor werden sie aufgezeichnet: die Bürogespräche und der Tratsch, die Kommunikationsstörungen, die Streitereien und Zusammenstöße unter Kollegen, das Krankfeiern, der Neid, die kleinen Sticheleien, die ausufernden Sitzungen. «Het Bureau» ist eine literarische Soap



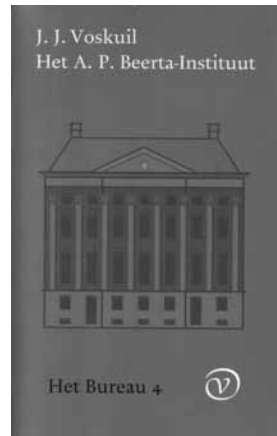
Het Bureau, Band 1 (1996):  
*Meneer Beerta* –  
«Direktor Beerta»



Band 2 (1996):  
*Vuile handen* –  
«Schmutzige Hände»



Band 3 (1997):  
*Plankton* – «Plankton»



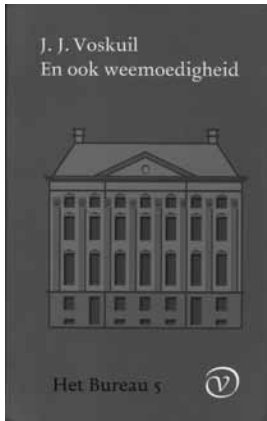
Band 4 (1998):  
*Het A. P. Beerta-Instituut* –  
«Das A. P. Beerta-Institut»

Opera, bei der die Kraft in der Wiederholung liegt und sich der Leser mit den Romanfiguren identifizieren kann. Sie werden einer nach dem anderen zu alten Bekannten.»

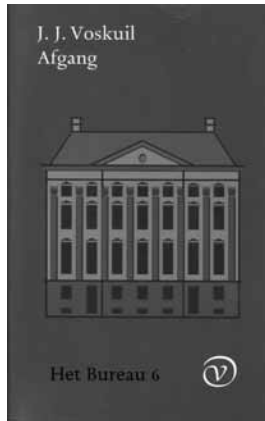
*Nico de Boer, Noordhollands Dagblad*

«Voskuils Roman ist eine einzige große Ode an die Anspruchslosigkeit und den mangelnden Ehrgeiz. Ein Lobgesang auf die alte niederländische Redensart: «Doe maar gewoon, dan doe je al gek genoeg» [sinngemäß: Bleib auf dem Teppich, dann fällst du immer noch hart genug]. Die amtliche Akkuratessse, die Maarten walten lässt, seine eiserne Disziplin, sein Arbeitsethos, seine Abneigung dagegen, Karriere zu machen, sein Leitspruch, dass man die Arbeit nicht schön finden darf, seine Weigerung, eine Doktorarbeit zu schreiben, weil es anmaßend wäre, sein übertriebenes Pflichtgefühl, sein Mangel an Gewandtheit und seine Verkrampftheit bei menschlichen Kontakten, sein bleischwerer Moralismus und seine tiefe Abneigung gegen die Macht – es ist alles wie aus dem wahren kalvinistischen Leben gegriffen.»

*Xandra Schutte, De Groene Amsterdammer*



Band 5 (1999):  
*En ook weemoedigheid* –  
«Und auch Wehmütigkeit»



Band 6 (2000):  
*Afgang* – «Abgang»



Band 7 (2000):  
*De dood van Maarten Koning* –  
«Maarten Konings Tod»

«Voskuil ist für mich, vor allem dank «Het Bureau», einer der humoristischsten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts. Mit seinen stärksten Waffen – der Selbstbeobachtung, den Dialogen und dem Humor – hat er in unserer Literatur ein völlig eigenes Universum geschaffen.»

*Frits Abrahams, NRC Handelsblad*

«Wir müssen zu dem Schluss kommen, dass «Het Bureau» einen wichtigen Beitrag zur geistigen Volksgesundheit leistet. Der Roman müsste zur Pflichtlektüre jedes Burnout-Geschädigten und Arbeitsinvaliden werden, der hinter seinen Geranien sitzt und dahinkümmert.»

*Peter Bügel, Het Parool*

«Die Schlussfolgerung kann fast nicht anders lauten, als dass ein Mensch nur dank seiner Illusionen überleben kann. Ohne Selbstbetrug ist das Leben nicht zu ertragen. Hier ist etwas ans Licht gebracht worden, das wir alle erleben. Es ist beklemmend in seiner Illusionslosigkeit, doch da es in vollem Bewusstsein und in völliger Akzeptanz des existentiellen Abgrunds unter unserer Existenz aufgeschrieben wurde, hat es auch eine läuternde Wirkung.»

*Alle Lansu, Het Parool*

«Mit «Het Bureau» hat sich Voskuil zum Weltmeister des Unpräzisen ausgerufen. Das knochentrockene «Bleib auf dem Teppich, dann fällst du immer noch hart genug» hat er als literarisches Prinzip auf nie gekannte Höhen getrieben.»

*Max Pam, HP / De Tijd*

»Ja. Das ist Literatur! Und ich beneide den Leser, der jetzt noch auf der ersten Seite des ersten Bandes («Tag, Herr Beerta», sagte er) beginnen und das komplette Werk ohne Unterbrechung lesen kann.»

*Joyce Roodnat, NRC Handelsblad*

»Endlich! Die letzte der 4988 Seiten von «Het Bureau» gelesen. Jetzt kann ich in Frieden sterben.»

*Frits Abrahams, NRC Handelsblad*

## *Deutsche Stimmen zu J.J. Voskuil*

«Dass *Het Bureau*, diese «Soap-Opera für Intellektuelle», mit seiner lakonisch-calvinistischen Sphäre aus immer wiederkehrenden Abläufen, knappen Schreibtischdialogen, dunklen Regentagen, Kaffeekochen und hilarischen Minimalintrigen im Ausland keinen Erfolg hatte, ist – neben dem Umfang von fünftausend Seiten – der Muttersprache des Verfassers geschuldet. Als Amerikaner wäre Voskuil gewiss für den Nobelpreis vorgeschlagen worden, aber als Amerikaner hätte er dieses abgründige, erschütternde und zugleich urkomische Opus magnum aus der Welt der Geisteswissenschaften eben auch nicht schreiben können.»


*Dirk Schümer, Frankfurter Allgemeine Zeitung*

«Mit seinem siebenbändigen Romanzyklus «*Het Bureau*» traf der niederländische Schriftsteller die Seelenlage einer ganzen Nation und avancierte Ende der neunziger Jahre zum Kultautor in seinem Heimatland. ... Kühl-distanziert lässt Voskuil Maarten Koning seinen Leidensweg als wissenschaftlicher Angestellter eines real existierenden volkskundlichen Forschungsinstituts in Amsterdam über 30 Jahre lang schildern ... Die niederländischen Fans identifizierten sich so sehr mit dem Büroalltag, dass sie den Neuerscheinungen wie in einer «Harry-Potter»-Manie entgegenfieberten. Mit einer klugen Publikationsstrategie sowie einer Geheimniskrämerei um die Geschichte verkaufte der Verlag G.A. van Oorschot mehr als 400 000 Exemplare des 5200-seitigen Monumentalwerks. J.J. Voskuil, der an Krebs litt und Sterbehilfe in Anspruch nahm, hatte bewusst den Tag der Arbeit, den 1. Mai, gewählt, um in Amsterdam zu sterben.»

*DER SPIEGEL zum Tod von J.J. Voskuil*

## *Leseproben*

## Eine Stelle im Büro



„Tag, Herr Beerta“, sagte er.

Herr Beerta stand in der halbgeöffneten Tür und sah ihn unbewegt an, als kämen sie ungelegen. Dann spitzte er die Lippen und nickte kurz. „Tag, Maarten.“ Er zwinkerte, ein nervöser Tick.

„Das ist Nicolien“, sagte Maarten.

Herr Beerta nickte ein weiteres Mal und reichte ihr die Hand. „T-tag, Frau Koning.“ Beim „T“ stotterte er etwas. Er richtete sich auf, schien für einen Moment zu zögern und trat dann zur Seite.

„Kommt rein.“

„Wir kommen doch nicht ungelegen?“, fragte Maarten, während Beerta die Tür hinter ihnen schloss.

„Ihr kommt nicht ungelegen“, antwortete Beerta kurz angebunden. „Ich gehe mal vor.“

Beertas Zimmer wurde von einer Stehlampe mit rotgeblütem Pergamentschirm sowie einer kleineren Lampe auf dem Kaminsims erleuchtet, deren roter Schirm am unteren Rand mit Perlenschnüren verziert war. Im Schein der Stehlampe standen ein Sessel und ein Hocker, auf dem eine aufgeschlagene Zeitung lag. Das Licht reichte bis zum unteren Rand der schweren, dunklen Vordhänge, die den Raum vom Fußboden bis zur Decke von der Außenwelt abtrennten. Die seitlichen Wände sowie die Flächen beiderseits der Schiebetür standen voll mit Büchern, in tiefen, braunen Regalen, die ebenfalls bis zur Decke reichten und halb im Dunkeln lagen.

„Setzt euch“, sagte Beerta.

Sie setzten sich auf ein Sofa, das ein wenig schräg in einer Ecke des

Raums stand, während Beerta ihnen gegenüber in einem Sessel außerhalb des Lichtscheins Platz nahm. Von da, wo Maarten saß, konnte er im vorderen Zimmer einen großen Tisch erkennen, vollgestapelt mit Büchern, zwischen denen eine von einer Tischlampe beleuchtete Schreibmaschine stand. In der Maschine steckte ein Blatt Papier, daneben lag ein aufgeschlagenes Buch.

„Haben Sie gerade gearbeitet?“, fragte er.

„Ich arbeite immer“, antwortete Beerta. Er sah Maarten unbewegt an. „Ich hab dich lange nicht gesehen.“ Es klang vorwurfsvoll.

„Wir haben ein Jahr in Groningen gewohnt“, sagte Maarten. „Ich war dort Lehrer.“

Beerta nickte. „Ich war auch Lehrer“, erwiderte er, als ob das die Sache besser machte. „Und was tust du jetzt?“

„Nichts.“

„Nichts!“, wiederholte Beerta. Er spitzte seine Lippen, halb erstaunt, halb ironisch. „Ich glaube, ich wäre darüber nicht so begeistert.“ Er stand auf. „Wollt ihr vielleicht noch eine Tasse Tee?“

„Ob es ihm passt, dass wir hergekommen sind?“, fragte Nicolien, als Beerta das Zimmer verlassen hatte.

„Natürlich passt es ihm“, sagte Maarten entschieden, aber er war sich seiner Sache nicht sicher. Er ließ seinen Blick über die große, gerahmte Zeichnung eines Bauernjungen schweifen – ein Werk von Toorop oder von van Konijnenburg –, betrachtete das Batiktuch, das dahinter über den Kaminsims drapiert war, sowie die dunklen Möbel und bestickten Kissen, die dem Raum etwas Unvergängliches gaben, ein Eindruck, der durch das langsame Ticken einer Pendeluhr im vorderen Zimmer noch verstärkt wurde. Es hing ein leichter, etwas drückender Parfümgeruch im Raum, der ihn vage an das Zimmer seiner Großmutter erinnerte, in den letzten Jahren vor ihrem Tod.

„Von Klaas de Ruiter höre ich auch nichts mehr“, sagte Beerta, als er wieder ins Zimmer kam. Vorsichtig hantierte er mit einer Teekanne, die in einem in den Farben Rosa, Braun und Blau gestrickten Kannenwärmer steckte, aus dem nur der Griff und der Ausguss herausragten.



„Der ist auch Lehrer“, sagte Maarten.

„Das weiß ich“, entgegnete Beerta trocken. „Aber ist das ein Grund, mich nicht mehr zu besuchen?“

„Vielleicht hat er viel zu tun“, wandte Nicolien ein. Sie lachte nervös.

„Wir haben alle viel zu tun“, sagte Beerta und verzog dabei ironisch die Mundwinkel, „außer Maarten natürlich. Möchtet ihr Milch und Zucker?“

Sie bekamen einen Keks aus einer alten Blechdose, deren Blumenmuster bereits an mehreren Stellen verschlissen war.

„Und jetzt schreibst du sicher an einer Doktorarbeit“, sagte Beerta. Er sah Maarten forschend an, führte den Keks zum Mund und biss ein kleines Stück ab.

„Ich schreibe keine Doktorarbeit.“

„Du schreibst keine Doktorarbeit?“ Es klang erstaunt, doch Maarten meinte, hinter diesem Erstaunen auch ein wenig Ironie herauszuhören. „Ich dachte immer, das Erste, was einer macht, wenn er mit seinem Studium fertig ist, ist das Verfassen einer Doktorarbeit.“

„Aber Sie haben das doch auch nicht gemacht.“

Beerta lächelte. Nun trat die Ironie deutlich zutage. „Ich bin ein ganz schlechtes Beispiel. Ich würde es gar nicht gern sehen, wenn du mich zum Vorbild nehmen würdest.“

Maarten lachte. „Ich hasse Leute, die eine Doktorarbeit nur wegen des Titels schreiben. Wenn man etwas zu sagen hat, kann man das auch ohne Doktorarbeit tun. Und ich habe nichts zu sagen.“

„Und was meint deine Frau dazu?“

„Ich finde, er hat recht“, sagte Nicolien. „Ich würde nicht wollen, dass er eine Doktorarbeit schreibt.“ Sie lachte nervös.

Ihre Antwort überraschte Beerta sichtlich. Er zog die Augenbrauen hoch und sah sie kurz an, bevor er sich wieder Maarten zuwandte. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch keine einzige originelle Idee gehabt“, sagte er mit Nachdruck. „Trotzdem habe ich eine Doktorarbeit geschrieben, etwas spät zwar, und ich glaube auch nicht, dass sie jemand gelesen hat, außer meinem Doktorvater natür-

lich, aber ich danke unserem lieben Herrgott noch immer Tag für Tag, dass ich sie habe beenden dürfen.“

Maarten lauschte amüsiert, ohne darauf einzugehen. Über sich hörte er Schritte und fragte sich, ob es Karel Ravelli war. Er hatte, wie immer, den Eindruck, dass Beerta über seinen Besuch die ganze Welt an der Nase herumführen wollte. In seinen Augen war Beerta der lebende Beweis dafür, dass man sich so weit von der Außenwelt abschirmen konnte, dass man unangreifbar blieb. Das zog ihn an.

„Irgendwann werde ich wohl wieder eine Arbeit annehmen müssen“, antwortete er auf Beertas Frage, „aber ich glaube nicht, dass ich wieder unterrichten werde.“

Beerta schien einen Augenblick zu zögern. „Ich habe“, sagte er, mit einer kurzen Kopfbewegung, um sein Stottern unter Kontrolle zu bringen, „eine Stelle für dich.“ Er sah ihn ernst an. „Wenn du willst, kannst du sie haben.“ Das Angebot überraschte Maarten.

„Ich kann für die Arbeiten am Atlas der Volkskultur einen wissenschaftlichen Beamten einstellen“, sagte Beerta, langsam und präzise.

Maarten erinnerte sich vage aus seiner Studienzeit, dass es sich dabei um eines der Projekte handelte, die Beerta schon vor dem Krieg ins Leben gerufen hatte. Danach war es dann auf die lange Bank geschoben worden, weil es zu sehr an das Interesse der Nazis für das niederländische Volkstum erinnerte. Unter den Studenten wurde denn auch verächtlich darüber geredet. Nun, da Maarten selbst Arbeit suchte, sprach es ihn an. Wenn es noch irgendwo im niederländischen Wissenschaftssystem einen Winkel ohne auch nur den geringsten Anspruch auf irgendetwas gab, dann ließ er sich hier finden. „Ich könnte es versuchen“, sagte er, ohne viel zu überlegen.

Beerta nickte. „Dann solltest du noch mal darüber nachdenken und mich nächste Woche im Büro besuchen, um mir zu erzählen, warum du es versuchen willst.“

Dieser Vorbehalt wirkte ernüchternd auf Maarten. Er bedauerte, auf das Angebot eingegangen zu sein, und verspürte für einen Augenblick den Drang, seine Worte wieder zurückzunehmen. Unglücklich hörte er Beerta zu, der sich Nicolien zugewandt hatte, und registrierte

Direktor Beertas  
Schreibtisch  
(Foto Cor Mooij)



ihre Antworten, ohne dass die Bedeutung ihrer Worte zu ihm durchdrang. Erst als Beerta den Genever brachte, kam er allmählich wieder zu sich. Als sie sehr viel später das Haus verließen, wusste er zwar noch, dass irgendetwas Unangenehmes gesagt worden war, doch was genau, wusste er nicht mehr.

„Nennen Sie mich ruhig Nicolien“, sagte sie, als Beerta sie erneut mit „Frau Koning“ ansprach.

„Auf Wiedersehen, Nicolien“, sagte Beerta feierlich. „Ich hoffe, dass ich euch bald wiedersehe“, er machte eine kurze Pause, „wenn Maarten erst einmal im Büro ist.“

[...]

Zwei Wochen später kam ein Brief vom Büro, adressiert an Herrn M. Koning. Er lautete: *Ich habe die Ehre, Ihnen die gestrige Entscheidung der Kommission mitzuteilen, wonach Sie zum 1. Juli d. J. zum wissenschaftlichen Beamten im unteren Rang berufen werden. Über eine kurze Mitteilung, ob Sie die Stelle annehmen, würde ich mich freuen. Der Schriftführer der Kommission, A. P. Beerta.*

Vielleicht hätte Maarten der förmliche Charakter des Briefes erschreckt, wenn ihm nicht sofort aufgefallen wäre, dass Beerta bei Maartens und bei seinem eigenen Namen die Titel weggelassen hatte,

als ob er ihm damit zuzwinkern wollte. Außerdem befand sich in dem Umschlag ein zweiter Brief, der jede Spur von Misstrauen beseitigte: *Lieber Maarten, nach dem offiziellen Brief, den ich dir schrieb, möchte ich dir etwas weniger formell in kurzen Worten sagen, das es für mich eine sehr angenehme Vorstellung ist, das du deinen 31sten Geburtstag in unserem Büro feiern wirst. Ich gehe am kommenden Samstagmorgen in die Ferien und werde ungefähr einen Monat wegbleiben, doch ich freue mich schon darauf, dich an deinem ersten Arbeitstag begrüßen zu dürfen. Ich hoffe, es wird dir gefallen. Bis dahin verbleibe ich mit herzlichen Grüßen, auch an deine Frau, dein A. P. Beerta.*

„Er scheint den Unterschied zwischen *dass* und *das* nicht zu kennen“, sagte Nicolien verwundert, als sie den Brief gelesen hatte. „Das hätte ich nicht von Herrn Beerta erwartet.“

Maarten wunderte es ebenfalls, aber er fand es menschlich. Es verriet eine Nonchalance, die seinen Eindruck, dass es zwei Beertas gäbe, noch verstärkte.

\*

## Tod auf der Toilette

„Setzen Sie sich“, sagte Beerta gemessen.

Veerman zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und stellte ihn direkt vor Beerta, so dass sie fast Knie an Knie saßen.

„Ich habe Sie ein paarmal vergeblich gesucht.“

„Ich war nicht da.“

„Das habe ich gemerkt. Aber Sie hätten da sein müssen.“

Veerman reagierte nicht. Als Maarten sich umdrehte, sah er, dass er seinen Kopf etwas nach vorn geschoben hatte und rot geworden war.

„Sie wissen, dass wir eine Dreiviertelstunde Mittagspause haben, und nicht anderthalb, wie Sie das gelegentlich machen.“

Veerman war nun puterrot. Es war beängstigend, zu sehen, wie die Wut sich in seinem Kopf aufstaute. „Und wer sagt das?“, brach es aus ihm hervor.

„Ich sage das“, sagte Beerta ungerührt.

„Und was gibt Ihnen das Recht dazu?“

„Das ist meine Pflicht.“

„Das ist Ihre Pflicht!“, wiederholte Veerman wütend. „Wissen Sie eigentlich, wer hier vor Ihnen sitzt?“ Er schob seinen Kopf noch weiter nach vorn, so dass seine Nase fast die von Beerta berührte, der jedoch nicht zurückwich. „Vor Ihnen sitzt ein Genie, Herr Beerta! Und Genies tadelt man nicht, wenn sie zu spät kommen.“

„Da bin ich anderer Meinung, Herr Veerman. Auch Genies müssen pünktlich sein.“

„Genies haben ihre eigene Zeit!“, rief Veerman wütend.

Maarten hatte aufgehört zu arbeiten. Er beobachtete die Szene, bereit, zu Hilfe zu eilen, wenn es nötig sein sollte, auch wenn er keine Ahnung hatte, wie er das bewerkstelligen sollte.

„Denken Sie nur an Kant“, sagte Beerta, ohne auch nur mit der

Wimper zu zucken. „Kant war ein Genie, aber auch ein Mann, der die Pünktlichkeit liebte, wie Ihnen zweifellos bekannt sein dürfte.“

Beertas Ruhe brachte Veerman fast zur Explosion. Er hatte sich von seinem Stuhl erhoben und stand, nach vorn gebeugt, vor Beerta. „Ich habe mit Ihrem Kant nichts zu schaffen!“, schrie er, mit geballten Fäusten. „Ich gehorche meinen eigenen Gesetzen!“

„Aber hier gelten die Gesetze des Büros“, beharrte Beerta. Er war mit diesem Kopf so dicht vor sich in seiner Haltung erstarrt, und Maarten gewann nun doch den Eindruck, dass es nicht gut ausgehen könnte.

„Wissen Sie, was Sie sind?“, schnauzte Veerman ihn an. „Sie sind, Sie sind ...“ Er suchte nach dem passenden Wort, wich aber etwas zurück, als Beerta sich langsam erhob.

„Und jetzt gehen Sie besser wieder an die Arbeit“, sagte Beerta ruhig, „bevor Sie beleidigend werden, denn das werden Sie später nur bereuen.“

„Ein popeliger kleiner Bürokrat“, brach es aus Veerman hervor. „Das sind Sie, Herr Beerta! Ein engstirniger Bürohengst!“

Beerta stand aufrecht da und sah ihn regungslos an, ohne zu reagieren.

„Und das werde ich nicht bereuen!“ Er wandte sich ab und verließ den Raum.

Beerta blieb noch einen Moment stehen. Dann drehte er sich um und nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz. „Da hätte nicht mehr viel gefehlt“, sagte er trocken. „Ich habe wirklich einen Moment geglaubt, dass mein letztes Stündchen geschlagen hätte.“

„Dafür haben Sie sich aber gut gehalten“, fand Maarten.

„Das hat nichts zu sagen“, entgegnete Beerta. „Das ist Angst. In Wirklichkeit habe ich mich zu Tode geängstigt. Ich war froh, dass du hier warst.“

\*

Als Maarten den Raum von Fräulein Haan durchquerte, auf dem Weg zu seinem Zimmer, kam de Bruin dort gerade heraus. „Hast du schon von Veerman gehört?“, fragte er.

„Was ist mit Veerman?“, fragte Maarten.

„Tot!“

„Tot?“, sagte Maarten überrascht.

„Schlaganfall! Auf dem Klo!“

„Hier bei uns?“ Er blickte unwillkürlich in Richtung der Toiletten.

„Zu Hause! Seine Zimmerwirtin hat gerade angerufen.“ Er ging weiter.

Beerta saß hinter seinem Schreibtisch und schrieb.

„Veerman ist tot?“, fragte Maarten.

Beerta drehte sich um und sah ihn an. „Ja, Veerman ist tot“, sagte er feierlich.

Maarten öffnete nachdenklich die Schublade seines Schreibtisches und legte sein Brot hinein. Danach setzte er sich langsam.

Beerta hatte ihn die ganze Zeit beobachtet. „Gleich kommt seine Zimmerwirtin.“

Maarten reagierte nicht darauf. Mechanisch zog er den Kasten mit Fragebogen zu sich heran, legte einen Stapel mit dem Kopf nach unten neben den Kasten, mit der Pappe, die sie von den übrigen trennte, obenauf, und schlug den nächsten Fragebogen auf. „Das kam unerwartet.“

„Ja, das kam unerwartet“, pflichtete Beerta ihm bei. Er wandte sich ab und machte sich wieder an die Arbeit.

In Gedanken sah Maarten Veerman mit seinem roten Gesicht, dem nach hinten an den Kopf geklatschten, dünnen Haar und seinem gestopften Pullunder über dem roten Hemd gebückt vor den Regalen des Ausschnittarchivs sitzen. Obwohl er ihn niemals besonders sympathisch gefunden hatte, spürte er jetzt einen vagen Verlust. Die Tür wurde geöffnet. „Was höre ich? Veerman ist tot?“ – Fräulein Haans schrille Stimme.

Beerta legte seinen Stift wieder hin und sah sich um. „Ja Dé, Veerman ist tot.“

„Wie kam das denn so plötzlich?“ Die linke Seite ihres Gesichts zuckte nervös, als Maarten sie ansah. Sie war an der Tür stehengeblieben.

„Solche Dinge geschehen immer plötzlich.“

„Hatte es vielleicht etwas damit zu tun, dass du dich gestern mit ihm gestritten hast?“

„Das ist möglich“, sagte Beerta zurückhaltend.

„Ich habe dir oft genug gesagt, dass du den Mann schonen musst! Wo er immer so schrecklich aussah!“

„Ja, Dé.“

„Warum hörst du dann nicht auf mich?“, sagte sie böse. „Jetzt hast du den Salat.“

Beerta gab darauf keine Antwort. Sie drehte sich um und verließ den Raum wieder.

„Frau Haan geht die Sache nahe“, stellte Beerta fest, während er sich wieder an die Arbeit machte. „Sie hat sehr an Veerman gehangen.“ Es lag eine böartige Ironie in seiner Stimme.

Einige Minuten später kam Wiegel herein. Als er sah, dass Beerta arbeitete, ging er weiter bis zu dessen Schreibtisch. „Ich höre, dass Veerman tot ist.“ Seine Stimme klang beunruhigt, und seine Haltung wirkte feierlich, wie er die Fingerspitzen einer Hand auf den Rand des Schreibtisches stützte, als wolle er auf diese Weise seine Betroffenheit zum Ausdruck bringen.

„Ja, Veerman ist tot“, bestätigte Beerta und sah auf.

Wiegel schwieg einen Moment. „Es tut mir sehr leid.“

„Mir auch.“

„Er war ein besonderer Mensch.“

Beerta nickte.

„Sehr belesen. Ein Mann mit außergewöhnlichen Gaben.“

Beerta spitzte die Lippen, ohne zu antworten. Er blinzelte nervös mit dem linken Auge.

„Ich werde ihn vermissen.“

„Wir werden ihn alle vermissen“, meinte Beerta.

„Sollen wir noch etwas tun?“

„Wir werden Blumen schicken, und ich habe vor, zur Beerdigung zu gehen.“

„Das ist doch das Mindeste.“

„Kümmern Sie sich dann um die Blumen?“, fragte Beerta.



Veermans Zimmerwirtin kam bereits um halb zehn. Es war eine einfach gekleidete Frau mit einer schwarzen Handtasche und einem Hut mit aufgesetztem Schleier.

„Darf ich Ihnen zunächst einmal mein Mitgefühl bekunden?“, sagte Beerta, nachdem sie sich vorgestellt hatten.

„Na, zum Glück waren wir weder verwandt noch verschwägert“, sagte die Frau. Man hörte, dass sie sich Mühe gab, vornehm zu reden.

„Das verstehe ich, aber Sie haben dennoch ein paar schwere Stunden hinter sich.“

„Das kann man wohl sagen! Es war schrecklich! Darf ich?“ Sie setzte sich, nahm ihre Handtasche zuerst auf den Schoß, stellte sie dann aber doch neben sich auf den Boden.

„Wie ist das eigentlich genau passiert?“, fragte Beerta mit einer Stimme voller Anteilnahme.

„Das kann ich Ihnen erzählen. Ich war zufällig wach, denn ich schlafe schlecht, und dann nehme ich auch schon mal eine Tablette, aber die helfen oft nicht, und dann werde ich doch wieder wach, und da hörte ich Veerman zur Toilette gehen, das machte er nachts öfter, denn er hatte einen schweren Stuhlgang, wie es aussieht, und da hörte ich plötzlich einen Schrei, schrecklich, und dann rief Fräulein Versteegen, die wohnt auch bei mir zur Miete, die rief: Oh, Fräulein Hofman, kommen Sie schnell und schauen Sie, ich glaube, Herrn Veerman ist schlecht geworden. Na, und dann habe ich meinen Morgenmantel angezogen, und da saß er, aber da war er schon tot.“

Beerta nickte. „Das muss ja furchtbar gewesen sein.“ Die Anteilnahme in seiner Stimme hatte etwas Scheinheiliges.

„Es war entsetzlich, denn so mitten in der Nacht, um drei Uhr morgens, bekommt man nicht so schnell Hilfe, denn ich habe auch kein Telefon, so dass er, als sie endlich kam, schon so steif war, dass sie ihn nicht mal in sein Zimmer kriegen konnten, denn er ist ein großer, stämmiger Mann, und da haben sie ihn in den Flur gelegt, und da hat er bis acht Uhr gelegen.“

„Ganz fürchterlich.“

„Ich werde nie wieder an einen Mann vermieten.“

„Das verstehe ich.“

„Aber weshalb ich eigentlich gekommen bin: Veerman hatte noch Mietschulden bei mir, und ich habe ihm auch was geliehen, das ich nie zurückgekriegt habe, und ich habe mich gefragt, ob hier vielleicht noch etwas Geld für mich liegt, und er muss auch sein Gehalt noch kriegen, hat er gesagt.“

„Unser Gehalt bekommen wir immer am Monatsende.“

„Das kann ich also nicht mitnehmen?“

„Das wird ein Notar regeln müssen.“

„Und werde ich dann benachrichtigt?“

„Darüber werden Sie benachrichtigt.“

„Was denkt sich so eine Frau bloß“, sagte Beerta, nachdem er sie hinausbegleitet hatte. „Man muss dem Himmel danken, dass man keine Zimmerwirtin hat.“

„Es gibt auch nette.“

„Wenn sie nett sind, dann deshalb, weil sie mit einem ins Bett wollen“, sagte Beerta zynisch.

Van Ieperen hielt Maarten an, als der kurz danach vorbeikam. Fräulein Haan saß nicht an ihrem Schreibtisch, ihre Lampe war jedoch an. „Sie haben gestern Streit gehabt, nicht wahr?“, sagte er verschwörerisch.

„Wer?“, fragte Maarten widerstrebend.

Van Ieperen machte eine Kopfbewegung zur Tür. „Beerta und Veerman, darüber, dass er in der Mittagspause immer so lange wegblieb.“ Er sprach gedämpft, aus Angst, man könnte ihn hören.

Maarten schüttelte den Kopf. „Streit ist zu viel gesagt.“

„Ja, ich weiß es natürlich auch nicht“, sagte van Ieperen rasch. Er machte eine Kopfbewegung zum Schreibtisch von Fräulein Haan. „Aber das sagt Dé. Sie sagt, dass er davon wohl den Schlaganfall bekommen hätte.“

„Woher will sie das denn wissen?“, sagte Maarten irritiert. „So etwas lässt sich doch niemals genau feststellen.“

## Die Kommissionssitzung

Die Kommission traf sich ein Mal im Jahr. Sie bestand neben dem Vorsitzenden aus sieben Mitgliedern, von denen einer, Professor Hillebrink, bettlägerig war. Aus diesem Grund fand die Sitzung bei ihm zu Hause statt. Beerta und Maarten fuhren mit dem Zug dorthin. Beim ersten Halt gesellte sich die Vorsitzende zu ihnen. Maarten kannte sie noch aus seiner Studienzeit. Sie war mit Springvloed befreundet und hatte ihn einmal für ein halbes Jahr vertreten. „So, hier sitzt ihr“, sagte sie, als sie ihr Abteil betrat, „dabei habe ich extra eine Fahrkarte Erster Klasse genommen!“ Sie ließ sich auf den Platz Beerta gegenüber fallen, ohne ihm die Hand zu geben, und blickte ihn amüsiert an.

„Tag, Kaatje“, sagte Beerta ruhig. „Du weißt, dass ich ein sparsamer Mensch bin.“

„O ja“, sagte sie fröhlich. „Jetzt kommt *das* wieder! Ja, Anton, du bist wirklich ein sparsamer Mensch.“

Beerta nickte mit unterdrückter Ironie. „Du kennst Herrn Koning?“

„Das nun nicht gerade, aber ich habe schon viel von ihm gehört.“ Sie sah Maarten an und machte zur Begrüßung, mit der Hand auf der Brust, eine kleine Verbeugung. „Und so weiter, und so fort.“ Sie lachte vergnügt.

Maarten hatte sich bereits aufgerichtet, da er erwartete, dass sie ihm die Hand geben würde. Er ließ sich wieder zurücksinken und nickte mit einem verlegenen Lächeln. Unberechenbares Verhalten machte ihn unsicher, und Kaatje Kater hatte den Ruf, schwierig und unberechenbar zu sein.

„Hast du die letzte Ausgabe von *De Gids* gelesen?“, fragte sie und wandte sich an Beerta. „Den Artikel von Hennipstra? Ich meine nur.“

„Das war unter seinem Niveau“, fand Beerta.

„Unter seinem Niveau!“ Sie lachte herzlich. „Ja, so kann man es auch ausdrücken. Ich fand es eine Unverschämtheit. Wenn man doch ..., will ich mal sagen!“

„Schreib doch etwas dagegen.“

„Denn *du* hast zu viel zu tun.“

„Ja, ich habe zu viel zu tun“, sagte Beerta lächelnd.

Maarten hörte zu, ihm war unbehaglich zumute. Er hatte die letzte Ausgabe von *De Gids* nicht gelesen, konnte sich nicht einmal daran erinnern, wann er *De Gids* überhaupt das letzte Mal gelesen hatte, und von Hennipstra hatte er nur vage gehört. Während er zuhörte, ohne die Bedeutung ihrer Worte zu sich durchdringen zu lassen, sah er an Beerta vorbei nach draußen, auf die vorbeiziehende Weidelandchaft. Draußen herrschte Frühling, ein Frühlingsabend. Der Schatten des Waggon schob sich durch die Weiden, am Rand des Entwässerungsgrabens vorbei. In dem Schatten zeichneten sich die Fenster als helle Flecken ab. Über den Weiden mit den Kühen und Schafen lag das goldene Licht der untergehenden Sonne. Die Sehnsucht, dort zu gehen, ergriff ihn so stark, dass er für einen Moment seine Umgebung vergaß.

„Auch ein Pfefferminzbonbon?“, fragte Kaatje Kater. Sie hatte ihre Tasche geöffnet und hielt ihm eine angebrochene Rolle Pfefferminz hin.

„Gern“, sagte er und schreckte auf. Er zog das oberste Pfefferminzbonbon ungeschickt zu sich heran. „Vielen Dank.“ Er hatte den Eindruck, dass sie es vermied, ihn mit *Sie* anzusprechen, und das gab der Geste eine unerwartete Intimität, mit der er nicht gut umgehen konnte.

Vom Bahnhof aus gingen sie durch die Innenstadt zum Haus von Hillebrink. Beerta und Kaatje Kater unterhielten sich über eine Ausstellung, die sie beide besucht hatten. Kaatje Kater kritisierte den Katalog.

„Nein, Kaatje“, sagte Beerta. „Du bist wirklich zu kritisch. Ich finde, es ist ein sehr guter K-katalog. Außerdem hat ihn ein guter Freund von mir geschrieben.“

„Aha! Das ist des Pudels Kern! Ja, dann ist mir alles klar!“

„Aber wenn ich ihn nicht gut finden würde, hätte ich es auch gesagt.“

„Und du denkst wirklich, dass ich das glaube?“ Sie tippte gegen seinen Arm. „Anton! Ich kenne dich!“

„Ja, du kennst mich“, sagte Beerta lächelnd.

Maarten ging auf der anderen Seite neben Beerta, einen Schritt hinter den beiden. Es war still. Die Fensterrahmen der oberen Etagen, die Dachrinnen und die Türme des Doms am Ende der Straße lagen noch im Sonnenlicht, die Straße selbst befand sich bereits im Halbdunkel. Es liefen nur noch wenige Menschen herum, und es gab fast keinen Verkehr. Die Bäume an der Gracht, die sie überquerten, waren hellgrün. Auf einer Dachtraufe saß eine Amsel und sang. Er sah sich um und lauschte, doch in Gesellschaft der beiden anderen hatte er nicht das Gefühl, dass er zu diesem Abend gehörte. Der lag unerreichbar fern, in einer anderen Wirklichkeit.

Professor Hillebrink wohnte hinter der Kirche. Dicht vor seinem Haus hielt Kaatje Kater Beerta an. „Erzähl noch mal eben. Wie geht es Hillebrink jetzt?“

„Körperlich geht es rasch abwärts, aber geistig ist er noch auf der Höhe“, antwortete Beerta ernst.

„Zum Glück. Ich meine nur.“

Sie klingelten, eine große Kupferklingel, die im Haus widerhallte. Frau Hillebrink öffnete ihnen. Professor Hillebrink lag auf einer Couch im Wohnzimmer, unter einer karierten Decke. Er kam ein kleines Stück hoch, auf einem Ellbogen, um ihnen die Hand zu geben, und ließ sich sofort wieder zurücksinken. Sein Gesicht hatte eine wächserne Farbe und wirkte eingefallen. Es waren noch drei Kommissionsmitglieder im Zimmer, Professor van Straten, emeritiert, Fräulein van der Gracht, eine schon vor langer Zeit pensionierte Lehrerin mit Interesse an Volkskultur, und Piermans, ein verhältnismäßig erfolgreicher Verleger mit viel Volkskultur in seinem Programm. Sie saßen im Halbkreis um Professor Hillebrinks Couch. Zwischen ihnen stand ein kleiner, mit einem Perserteppich bedeckter Tisch. Einer nach dem anderen ka-

men sie aus ihren Sesseln hoch, um ihnen die Hand zu geben. Piermans entschuldigte sich im Voraus, dass er in einer Stunde schon wieder wegmüsse, weil er den letzten Zug Richtung Norden erreichen wolle. Die Vorsitzende setzte sich und holte ein Bündel Papiere aus der Tasche. „Sollen wir dann mal anfangen?“, fragte sie und blickte in die Runde. „Oder erwarten wir noch jemanden?“ Sie sah Beerta an.

„Wir können anfangen“, sagte Beerta mit einem steifen Nicken.

„Dann eröffne ich die Sitzung und beginne mit den Protokollen. Hat jemand etwas auf Seite eins?“

„In der sechsten Zeile von unten, fünftes Wort, steht ein Tippfehler“, sagte Professor van Straten mit einem leichten Groninger Akzent, „das *r* muss ein *t* sein.“ Es war ein alter, stämmiger und autoritärer Mann in einem dunklen Anzug mit Weste. Seine Stimme knarzte ein wenig.

Außer Maarten, der keine Papiere hatte, weil er bei der vorigen Sitzung noch nicht dagegewesen war, suchten sie alle die Stelle, Professor Hillebrink liegend.

„In der Tat“, sagte Beerta, als er sie gefunden hatte. „Das *r* muss ein *t* sein.“

Außer Professor van Straten und der Vorsitzenden brachten alle die Verbesserung in ihren Exemplaren an. Weitere Anmerkungen gab es nicht, so dass das Protokoll mit Dank an den Schriftführer verabschiedet wurde.

„Punkt drei der Tagesordnung: *Posteingänge*“, fuhr die Vorsitzende fort. „Der Herr Schriftführer!“

„Die Mitglieder Baukema, van Boheemen und Rosiers lassen sich entschuldigen“, sagte Beerta, „die Herren Baukema und van Boheemen wegen Krankheit, Herr Rosiers, weil er unerwarteterweise ein Gutachten für den Minister schreiben muss.“ In der letzten Mitteilung klang reichlich Ironie durch.

„Das muss er fast jedesmal“, sagte die Vorsitzende. „Ich meine nur.“

„Herr Rosiers ist damit sch-schwer beschäftigt“, gab Beerta zu. Er blinzelte nervös.

„Und gibt es noch weitere Posteingänge?“

Weitere Posteingänge gab es nicht.

„Dann kommen wir zu Punkt vier, die Zusammensetzung der Kommission. Der Schriftführer hat dazu einen Vorschlag.“

„Ja, Frau Vorsitzende“, sagte Beerta. „Ich möchte der Versammlung vorschlagen, Professor Buitenrust Hetteema zum Mitglied der Kommission zu ernennen. Professor Buitenrust Hetteema ist der neu ernannte Direktor des Museums. Ich selbst war am Berufungsverfahren intensiv beteiligt und kann Ihnen versichern, dass ich sehr hohe Erwartungen in ihn setze, auch was die Zukunft unseres Fachs betrifft.“

„Und gibt das keine Probleme mit Na-du-weißt-schon?“ fragte die Vorsitzende mit einer Kopfbewegung in Richtung Tür.

„Ich habe darüber ein ernstes Gespräch mit ihm gehabt“, sagte Beerta, „und er hat mir versichert, dass es, soweit es ihn betrifft, nicht auf Probleme stoßen wird.“

„Dann schlage ich vor, den Vorschlag des Schriftführers anzunehmen. Jemand Einwände?“ Sie sah in die Runde.

„Ich stimme voll und ganz zu“, sagte Professor van Straten.

„Gern sogar“, sagte Herr Piermans.

„Ich würde es begrüßen“, sagte Professor Hillebrink.

Fräulein van der Gracht nickte.

„Hört, hört!“, sagte die Vorsitzende lachend. „Punkt fünf. *Mitteilungen über die Arbeit des Büros*. Herr Schriftführer! Schon wieder!“

„Gern, Frau Vorsitzende“, antwortete Beerta.

Von der Stelle aus, an der Maarten saß, am Fußende von Professor Hillebrink, neben Beerta, konnte er an Professor van Straten und Fräulein van der Gracht vorbei die Mauer, den unteren Teil eines Kirchenfensters und ein Stück der Kopfsteinpflasterstraße sehen. Vor der Kirche stand ein niedriger grüner Zaun. Es war allmählich dunkler geworden, doch als eine kurze Stille eintrat, konnte er in der Ferne wieder dieselbe oder eine andere Amsel singen hören. Im Zimmer gab es nur noch das Ticken der Pendeluhr auf dem Kaminsims. Während Beerta saß und redete, kam Frau Hillebrink mit dem Tee und einer Schale Plätzchen herein. Sie schaltete die Stehlampe in der Ecke und eine kleine Schirmlampe auf einem Schränkchen an und verließ unhörbar wieder das Zimmer. Ein dicker Perserteppich bedeckte fast

den ganzen Fußboden. Fräulein van der Gracht saß jetzt im Schein der Lampe. Sie hatte ein verträumtes, bescheidenes Gesicht, ihr graues Haar war zu einem Knoten gebunden. Sie wackelte ein wenig mit dem Kopf.

Beerta teilte mit, dass er an der Gründung zweier Arbeitsgruppen beteiligt gewesen sei, einer zum Volkscharakter und einer zum Bauernhaus, und dass man ihn zum Schriftführer einer internationalen Arbeitsgruppe ernannt habe, die einen Europäischen Atlas zusammenstelle und von der er zugleich auch mit der Verfertigung eines Fragebogens für ganz Europa betraut worden sei, einer Bitte, der er sich nicht habe verschließen können, obwohl die Aufgabe sehr zeitraubend sei.

„Aber auch ehrenvoll“, meinte die Vorsitzende.

„Auch ehrenvoll“, gab Beerta zu.

„Und interessant, würde ich mal sagen.“

„Und interessant.“

Die Kirchenmauer verblasste hinter der Spiegelung des Zimmers in den Fenstern. Zwischen den Fenstern stand ein Blumentischchen mit einem großen Strauß Forsythien in einer chinesischen Vase. Über dem Ganzen hing ein kleines, ovales Porträt.

Beerta erwähnte noch das Treffen mit den Korrespondenten, den Kontakt, den Maarten in Drenthe gehabt hatte, und das diesbezügliche Gespräch mit Professor Hussem, der sich daran, im Zusammenhang mit seinen eigenen Forschungen, sehr interessiert gezeigt habe. Er besprach den neuen Fragebogen, den die Kommissionsmitglieder inzwischen erhalten hätten, und teilte mit, dass die Arbeiten am Atlas, dank der Anstellung von Herrn Koning, im letzten Jahr große Fortschritte gemacht hätten, so dass man dem ersten Band Ende des Jahres beziehungsweise spätestens Anfang des kommenden Jahres entgegensehen dürfe. Dass mit Jan Vanhamme, dem flämischen Redaktionsmitglied, eine Übereinkunft bezüglich der Kommentare erzielt worden sei, habe ihm dabei noch die meiste Genugtuung bereitet, und auch in diesem Punkt sei der Beitrag von Herrn Koning von großer Bedeutung gewesen. Zur zeitlichen Planung für den nächsten Band sagte er nur, dass man beabsichtige, die Informationen in erhöh-



tem Tempo einzuholen. Über *Ons Tijdschrift*, die flämisch-niederländische Zeitschrift, deren Redaktion er gemeinsam mit Professor Pieters leite, könne er noch berichten, dass seit der letzten Redaktions-sitzung wieder vier Ausgaben erschienen seien und die Zahl der Abonnenten um zwei auf 249 gestiegen sei, davon 81 in den Niederlanden.

„Die Frage ist natürlich, ob die sie auch alle lesen“, bemerkte die Vorsitzende.

„Das ist die Frage“, gab Beerta lächelnd zu, „aber das gilt für alle Zeitschriften. Sogar für *De Gids*.“

„War’s das?“, fragte die Vorsitzende nach.

„Das war es, Frau Vorsitzende“, sagte Beerta.

„Gut, wem von Ihnen darf ich das Wort erteilen?“

Die darauf folgende Stille wurde von Herrn Piermans genutzt, um aufzustehen und sich nochmals zu entschuldigen, dass er nun weg-müsse, woraufhin er die Sitzung verließ. Gleich darauf trat Frau Hillebrink ein, um eine zweite Tasse Tee einzuschicken und die Vorhänge zu schließen.

„Die einzige Bemerkung, die ich dazu habe, ist, dass ich dem Schriftführer ein Kompliment machen möchte für die Aktivität, die er im vergangenen Jahr an den Tag gelegt hat“, sagte Professor van Straten. „Es freut mich dabei besonders, dass der erste Band des Atlases jetzt erscheinen wird. Das ist wohl einen Glückwunsch wert.“

„Vielen Dank“, sagte Beerta mit einem Nicken.

„Ich schließe mich dem gerne an“, sagte Professor Hillebrink und richtete sich ein wenig auf. Er machte den Eindruck, als fiele ihm das Sprechen schwer.

„Wir schließen uns dem alle an“, sagte die Vorsitzende in einem etwas ungeschickten Versuch, ihm zu helfen.

„Aber ich habe doch noch einen Wunsch“, sagte Hillebrink. „Ich würde es für außerordentlich wichtig halten, wenn das Büro auch einmal eine Untersuchung über die Kultur der Zigeuner durchführen würde. Infolge des Krieges sind nur noch wenige Zigeuner übrig geblieben. Ehe man sich’s versieht, ist es zu spät, und das wäre schade, weil damit für immer ein Schatz an Informationen verloren zu gehen droht.“

„Das ist tatsächlich eine gravierende Lücke“, gab Beerta in ernstem Ton zu.

Maarten erschrak. Ihm war unbegreiflich, dass Beerta den Vorschlag nicht mit dem Argument zurückwies, dass sein Auftrag in der Erforschung der niederländischen Kultur bestehe, und sah dieses neue Untersuchungsprojekt geradewegs auf sich zukommen. Einen Moment war er versucht zu protestieren, doch er bezwang sich. Er sah zu Beerta, als könne er ihn zur Ordnung rufen.

„Ich nehme deshalb den Vorschlag von Professor Hillebrink sehr ernst, Frau Vorsitzende“, sagte Beerta, „und schlage vor, dass ich in den kommenden Monaten die Möglichkeiten untersuche und darüber auf der nächsten Sitzung berichte.“

„Wie konnten Sie bloß zusagen, dass wir eine Untersuchung über die Zigeunerkultur machen“, sagte Maarten, sobald Kaatje Kater ausgestiegen war und sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hatte. „Das können wir doch überhaupt nicht.“

„Das können wir natürlich sehr wohl.“

„Mit Fragebogen? Die Zigeuner warten wahrscheinlich bloß darauf, die sprechen vermutlich nicht einmal Niederländisch.“

„Dazu wird mir schon etwas einfallen.“ Er sah Maarten ernst an. „Lass dir eines von mir gesagt sein, mein Junge: Du darfst einen Vorschlag der Kommission niemals ablehnen, wenn er auch noch so unsinnig ist.“ Er wartete einen Moment. „Und Hillebrink wird schließlich nicht ewig leben. Nächstes Jahr sind wir schon ein Stück weiter.“

## Die Ratte

Er konnte nicht schlafen. Die Aussicht bedrückte ihn, sein ganzes weiteres Leben zwischen den Leuten vom Büro eingeschlossen zu sein, die allmählich auch noch in sein Haus eindringen würden, so dass es nirgendwo mehr einen Platz gäbe, an dem er sicher war. Er drehte sich auf die andere Seite, um den Gedanken loszuwerden, doch sein Körper war so angespannt, dass er keine fünf Minuten still liegenbleiben konnte. Beerta, Fräulein Haan, van Ieperen, Wiegel, Balk, Slofstra, de Bruin, Meierink, Nijhuis, Veen – er sah sie der Reihe nach vor sich und hörte sie reden, so klar, dass es schien, als wären sie bei ihm im Zimmer. Er öffnete die Augen. Im Zimmer hing das gesiebte Licht der Straßenlaterne vor dem Haus. Hinter sich hörte er die ruhigen Atemzüge Nicolien. Er suchte Rückhalt bei den vertrauten Gegenständen, die er im Zimmer um sich hatte, doch die Gedanken an das Büro wirkten erstickend. Als sein Blick rastlos weitersuchte, sah er plötzlich auf dem Balken zwischen Haustür und Oberlicht eine Ratte. Er richtete sich sofort auf. Die Bewegung weckte Nicolien. „Da läuft eine Ratte“, sagte er.

Sie wurde langsam wach. „Was?“, fragte sie schläfrig.

„Da läuft eine Ratte! Über der Abtrennung!“ Er stieg aus dem Bett.

Sie öffnete die Augen. „Das ist eine Maus“, und schloss sie wieder, um weiterzuschlafen.

„Es ist eine Ratte!“

„Dann ist es eine ganz kleine Ratte.“

Das Tier lief oben auf der Abtrennung entlang und verschwand dann auf der anderen Seite des Vorhangs.

„Außerdem ist Tierschutztag“, sagte sie.

Er knipste das Licht auf seinem Schreibtisch an. Dass auch noch Ratten in sein Haus eindringen, war mehr, als er momentan ertragen konnte.

„Was tust du da?“, fragte sie.

„Sie muss raus!“

„Reg dich nicht so auf! Ich dachte, dass nur Frauen sich so anstellen. Dreh wenigstens die Lampe aus meinem Gesicht.“

Er drehte die Lampe und schaute hinter den Vorhang. Dann öffnete er mit einer raschen Bewegung die Haustür.

„Du bist wie die Frau von Carmiggelt“, sagte sie hinter ihm.

Er stand im Pyjama vor der offenen Tür und sah auf die Gracht. Es war kalt.

„Du erkältest dich noch“, sagte sie. „Hast du wirklich geglaubt, dass das Tier durch die Tür hinausspaziert? Das sitzt längst wieder in irgendeinem Loch.“

Er hörte, wie sich jemand dem Haus näherte, und schloss die Tür. Seine Armbanduhr zeigte halb zwei. „Es ist verdammt noch mal schon halb zwei. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht.“

„Und jetzt hast du mich auch aufgeweckt.“

„Ich musste dir doch sagen, dass da eine Ratte war? Sie saß einen Meter von unserem Bett entfernt!“

„Das kann dir doch egal sein.“

„Das ist mir überhaupt nicht egal. Sie muss raus!“

„Jetzt mach mal das Licht aus und geh schlafen.“

„Ich kann nicht schlafen.“

„Reg dich nicht so auf. Was hast du? Es sieht fast so aus, als wärest du hysterisch geworden.“

„Ich kann nicht schlafen, wenn so ein Viech in mein Haus eindringt.“

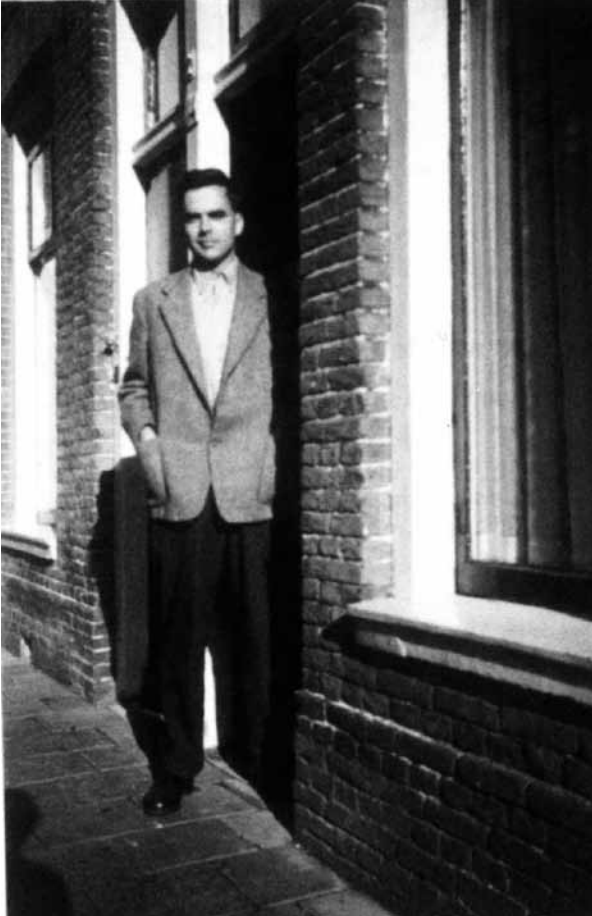
„So ein Tier muss doch auch ein Zuhause haben.“

„Aber nicht hier!“

„Stell dich nicht so an. Denk lieber an das Tier! So ein Vergnügen ist es auch nicht, überall weggejagt zu werden.“

Er schaltete das Licht wieder aus und kroch zurück ins Bett. „Und doch will ich es nicht in meinem Haus haben“, sagte er schlechtgelaunt. „Dann legen wir uns eben eine Katze zu.“

„Ja, eine Katze!“, sagte sie entzückt. „Das wäre schön. Aber nicht wegen der Ratten, denn das fände ich traurig.“



*J.J. Voskuil vor seinem Haus an der Lijnbaansgracht*

Er schwieg. In der Stille hörte er die Ratte in der Ecke herumkratzen, trippeln und ein bisschen nagen. Kurz darauf lief sie über die Vorhangschiene. „Jetzt läuft sie über den Vorhang.“ Er richtete sich auf und blickte auf die Stelle, wo er sie gehört hatte.

„Jetzt schlaf endlich! Du machst mich hellwach.“

Die Ratte fiel mit einem Plumps auf den Boden.

„Hörst du sie?“

„Ja, ich höre sie. Lass sie jetzt mal. Sie tut dir schon nichts.“

„Davor habe ich keine Angst. Ich will sie nur nicht in meinem Haus haben. Ich will niemanden in meinem Haus haben.“

„Du bist entsetzlich kindisch.“

„Niemanden! Auch keine Ratte!“

„Ich wusste gar nicht, dass du so kindisch sein kannst.“

Er schwieg. Die Ratte lief über die Bücher, die sich über ihren Köpfen befanden.

„Jetzt läuft sie über die Bücher“, sagte er. „Gleich fällt sie auf dein Bett.“

Sie sprang auf. „Wo ist sie?“ Sie sah wild um sich.

Die Ratte verschwand auf der anderen Seite der Betten in der Dunkelheit.

„Jetzt ist sie in der Abstellkammer“, sagte er mit unterdrückter Genugtuung.

Sie legte sich wieder hin. „Dann lass sie bloß da. Da kann sie keinen Schaden anrichten. Und jetzt schlaf! Du kannst einen richtig in Panik versetzen.“

## Die Dienstreise

Zehn Minuten vor Abfahrt stieg Maarten zum Bahnsteig hinauf. Er ging am Zug entlang bis ganz nach vorn und sah durch die Fenster ins Wageninnere. Als er sich umdrehte und zurückging zur Treppe, sah er in der Ferne Beerta aus dem Treppenaufgang kommen. Er trug einen schwarzen Hut, der, als er näherkam, etwas zu groß für seinen Kopf wirkte, und einen grauen Übergangsmantel mit einem bordeauxroten Schal, gegen den seine braune Aktentasche ein wenig armselig abstach. Als er sich Maarten bis auf einen Meter genähert hatte, nickte er kurz. „Tag, Maarten.“ Er ging aufrecht und mit kleinen Schritten vor ihm her zum vordersten Waggon, wo er ein Abteil in der Mitte betrat. Das Abteil war noch leer. „Willst du in Fahrtrichtung sitzen?“, fragte er und drehte sich zu Maarten um. „Mir ist es egal.“

„Ja, ich würde gern in Fahrtrichtung sitzen“, sagte Maarten.

Beerta öffnete seine Tasche, holte die jüngsten Ausgaben von *Vrij Nederland*, *De Bazuin* und *De Waagschaal* heraus, legte die Tasche ins Gepäcknetz, zog den Mantel aus, hängte den Hut an den Haken, setzte sich und schlug die Beine übereinander, ein wenig schräg zum Fenster hin. Er öffnete *Vrij Nederland* und begann zu lesen.

Maarten sah nach draußen. Ein Mann betrat ihr Abteil und setzte sich auf den Platz an der Tür. Der Zug fuhr los. Sie passierten Sloterdijk und Halfweg. Die Weiden an der Eisenbahnlinie lagen bis hin zum Spaarndammerdeich in einem herbstlichen Morgenlicht, das Erinnerungen an vergangene Urlaubsreisen wachrief. Sie hielten in Haarlem und fuhren anschließend durch mit Stroh abgedeckte Blumenfelder, auf denen hier und da ein freistehendes, weißgekalktes oder schwarzgestrichenes Lagerhaus zwischen breiten Wassergräben stand. In Den Haag verließ der Mann an der Tür das Abteil. Maarten stand auf, um die Tür hinter ihm zu schließen. Beerta ließ die Zeitung

sinken und sah ihn an. „Ich mache mir wirklich Sorgen um Hendrik“, sagte er ernst.

„Warum?“

„Es klappt nicht mit ihm.“ Er blinzelte nervös. „Er kriegt überhaupt nichts fertig. Frau Haan hat sich über ihn beklagt.“

„Ich glaube, dass Sie einfach etwas Geduld haben müssen“, sagte Maarten unwillig. Dass Fräulein Haan sich eingemischt hatte, machte ihn argwöhnisch.

„Ich habe lange genug Geduld gehabt, aber es nützt nichts. Weißt du, woran er jetzt im Augenblick arbeitet?“

„An der Karte des Pflügens.“

„Siehst du. Daran sitzt er jetzt schon vier Jahre. Und ich habe nicht den Eindruck, dass er damit vorankommt.“

„Er nimmt seine Arbeit eben ernst.“

„Ich nehme meine Arbeit auch ernst, aber ich brauche keine vier Jahre für einen Artikel.“

Maarten konnte sich an keinen Artikel von Beerta erinnern, doch er behielt es für sich. „Es ist kein normaler Artikel“, sagte er nur.

„Und ich kann mir vorstellen, dass Frau Haan sich darüber ärgert“, sagte Beerta, ohne auf seine Worte zu achten. „Wenn man so lange für einen Kommentar braucht, ist man für die wissenschaftliche Arbeit ungeeignet.“

„Ich glaube, dass Sie die Probleme unterschätzen.“ Er unterdrückte seinen Ärger. „Es ist viel schwieriger, auf einer solchen Karte eine Grenze zu datieren, als es oberflächlich scheint. Man hat keinen einzigen Anhaltspunkt.“

„Das ist überhaupt nicht schwierig. Wenn ein anderer es kann, sollte Hendrik es auch können, sonst passt er nicht hierher.“

„Dann nennen Sie einmal jemanden, der es kann.“

„Seiner zum Beispiel. Seiner *hat* in seinem Buch über die Heiligenverehrung die Grenzen datiert.“

„Weil er über datierte Angaben verfügte! Wenn ich weiß, dass sich die neuen Kirchen im Bistum Utrecht im dreizehnten Jahrhundert für Sankt Martin als Schutzpatron entschieden haben, ist es nicht schwer, die Grenze der Sankt-Martins-Verehrung zu datieren! Das ist nur ein



bisschen Arbeit! Aber über die Art und Weise, wie damals gepflügt wurde, wissen wir nichts!“

„Dann hätte sich Hendrik für ein anderes Thema entscheiden müssen, was sehr wohl möglich gewesen wäre“, sagte Beerta irritiert.

„Das gibt es nicht auf seinem Gebiet!“

„Das mag schon sein, aber so geht es jedenfalls auch nicht. Ich kann nicht zulassen, dass jemand vier Jahre für einen Kommentar braucht, dann bekomme ich Schwierigkeiten mit der Kommission!“

„Ach, die Kommission! Die Kommission hat doch keine Ahnung!“

„In der Kommission sitzen exzellente Wissenschaftler, die in ihrem Fach einen ausgezeichneten Ruf haben!“

„Ja, in ihrem Fach vielleicht, aber von den Problemen mit einer solchen Karte wissen sie nichts.“

„Aber *ich* weiß es!“, wies ihn Beerta zurecht. „Und wenn Hendrik sich nicht ein bisschen mit dem Kommentar beeilt, kann ich ihn nicht länger halten! Sag ihm das ruhig!“ Irritiert nahm er die Zeitung wieder hoch, so dass Maarten ihn nicht mehr sehen konnte. „Das wäre zu schön“, sagte er hinter seiner Zeitung, „wenn jeder machen könnte, was er will, ohne dass man dem etwas entgegensetzen kann!“

Maarten schwieg verstimmt. Er sah aus dem Fenster. Sie fuhren über die Insel von Dordrecht und überquerten das Hollands Diep. Der Zug ratterte über die Brücke, die eisernen Stützbalken jagten am Fenster vorbei, dazwischen glitzerte das Wasser so weit er blicken konnte.

Als sie in Antwerpen den Bahnhof verließen, schien Beerta seine Sorgen bereits wieder vergessen zu haben. „Antwerpen ist doch eine herrliche Stadt“, sagte er, als sie auf der Keyserlei in Richtung Museum gingen, „ich würde für kein Geld der Welt hier leben wollen, aber ich komme gern hierher. Ich freue mich auf die Sitzung und das Essen.“

Die Sitzung fand im Museum hinter dem Rathaus statt. Es war das erste Treffen der Redaktion des Atlas, an der auch Professor Pieters und Maarten teilnahmen. Beerta und Maarten betraten das Museum durch eine Drehtür. Gleich dahinter befand sich eine große, menschenleere Halle, in die von oben ein wenig gedämpftes Licht fiel, so

dass es schien, als beträten sie eine Kirche. Seitlich, hinter einem Tre-  
sen, stand ein Mann in Uniform, die Hände weit von sich gestreckt  
auf der Theke ruhend, und musterte sie schweigend. Hinter ihm be-  
fand sich eine Stange mit Kleiderbügeln, an denen kein einziges Klei-  
dungsstück hing. Beerta ging mit kleinen Schritten auf ihn zu. „Mein  
Name ist Beerta“, sagte er. „Wir sind um halb zwölf mit Professor  
Pieters verabredet.“

„Einen kleinen Augenblick“, sagte der Mann. Er richtete sich lang-  
sam auf, nahm den Hörer vom Telefon und wählte eine Nummer. Es  
dauerte eine Weile, bis im Hörer etwas klickte und jemand seinen  
Namen nannte. „De Vilder“, sagte der Mann. „Die beiden Herren  
aus Holland für den Herrn Stadtdirektor sind gerade eingetroffen.  
Soll ich sie zu Ihnen schicken?“ Die Stimme im Hörer gab eine unver-  
ständliche Antwort. „Sehr wohl, ich werde es ihnen sagen“, sagte der  
Mann ruhig. Er legte den Hörer sorgfältig wieder auf die Gabel. „Sie  
werden abgeholt“, sagte er, sich ihnen zuwendend.

„Ich danke Ihnen“, sagte Beerta.

Sie wandten sich ab und betrachteten die breite Marmortreppe in  
der Mitte der Halle, die nach oben führte. In der Stille hörte man, wie  
oben im Gebäude eine Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde,  
kurz darauf ertönte das summende Geräusch eines Aufzugs. Der Lift  
stoppte. Neben der Garderobe öffnete sich eine Tür, und ein klei-  
ner, untersetzter Mann mit einem Lockenkopf trat heraus. „Professor  
Beerta?“, fragte er und ging auf sie zu. Er streckte die Hand aus. „De  
Brouckere.“ Er gab Maarten, eher beiläufig, ebenfalls die Hand. „Der  
Herr Stadtdirektor lässt sich entschuldigen“, er wandte sich wieder  
Beerta zu, „er hat sich wegen einer dringenden Angelegenheit im  
Rathaus verspätet, aber er wird gleich hier sein. Er hat mich gebeten,  
Sie inzwischen einzuweisen.“

[...]

„Sie mussten dafür eine lange Reise machen“, meinte de Brouckere.  
Er stand auf. „Ich werde Ihnen in der Zwischenzeit einige der Ergeb-  
nisse zeigen.“ Er zog drei in rotes Leder gebundene Bücher aus dem

Regal an der rückwärtigen Wand und reichte jedem von ihnen einen Band. Auf dem Rücken des Bandes, den Maarten bekam, stand in goldenen Druckbuchstaben zwischen goldenen Doppelstrichen: *Zevergem*. Als er das Buch aufschlug, erwies es sich als eine Sammlung von etwa zweihundert Schreibmaschinenseiten, einseitig beschrieben, mit Volkserzählungen, fünf bis sechs pro Blatt und fortlaufend nummeriert, das alles in Gruppen angeordnet, und über jeder Gruppe standen der Name und die persönlichen Angaben des Informanten. „Von diesen Bänden gibt es jetzt bereits einhundertsevenundachtzig. Wenn wir damit erst einmal fertig sind, werden es annähernd fünfhundert sein“, teilte de Brouckere mit.

„Kaum zu glauben“, sagte Beerta entzückt.

„Hö“, sagte Vanhamme.

„Und werden Sie diese jetzt auch noch publizieren?“, erkundigte sich Beerta. „Denn das ist doch sehr interessantes Material.“

„Das ist ein anderes Kapitel“, sagte de Brouckere, „dazu müssten Sie Professor Pieters um nähere Auskunft bitten.“

Als ob es inszeniert gewesen wäre, öffnete sich die Tür und Professor Pieters trat ein. „Herr Beerta“, sagte er und ging auf ihn zu. „Ich bitte um Vergebung, dass ich Sie habe warten lassen, doch da gab es einige Probleme, die keinen Aufschub duldeten.“ Er drückte Beerta herzlich die Hand.

„Professor Pieters“, sagte Beerta und erhob sich von seinem Stuhl, „Sie sind entschuldigt.“

„Herr Koning“, fuhr Pieters fort, während er sich Maarten zuwandte, „es ist mir ein Vergnügen, Sie ebenfalls hier zu sehen.“

„Guten Tag, Herr Pieters“, sagte Maarten lächelnd, seinen früheren Fehler wiedergutmachend. Die Eindringlichkeit, mit der der Mann zu ihm hochsah, mit den hellblauen Augen in diesem kugelrunden Kopf, amüsierte ihn.

„Und auch Ihnen ein herzliches Willkommen, mein Freund“, sagte Pieters und drückte Vanhamme die Hand.

„Und sind diese Probleme nun gelöst?“, fragte Beerta.

„Probleme sind dazu da, gelöst zu werden“, antwortete Pieters und berührte kurz Beertas Arm. „Ich nehme an, dass dies bei Ihnen auch

so ist. Zum Glück, denn sonst gäbe es für uns keinen Platz.“ Er wandte sich de Brouckere zu. „Haben Sie im Restaurant reserviert?“

„Ja, Herr Stadtdirektor.“

Pieters sah mit einer raschen Bewegung auf seine Armbanduhr. „Dann schlage ich vor, dass wir jetzt aufbrechen. Wir gehen zu Fuß. Es ist hier gleich um die Ecke.“

„Wir sind beeindruckt von dem, was Sie zustande gebracht haben“, sagte Beerta und zeigte auf die Bücher und die Karte. „Es ist ganz außergewöhnlich.“

„Wir geben unser Bestes“, versicherte Pieters, „aber gleich nach dem Mittagessen habe ich noch etwas völlig anderes, ein ganz neues Projekt, das wir soeben gestartet haben.“

Das Restaurant lag am Scheldekaai in einem schmalen Haus aus dem siebzehnten Jahrhundert. Unten, gleich am Eingang, gab es eine kleine Garderobe mit einer jungen Frau, die, genau wie das Mädchen im Museum, ein schwarzes Kleid mit weißer Schürze trug. Zwischen Garderobe und Wendeltreppe stand ein weißlackiertes Tischchen mit einem großen Blumenstrauß darauf. Das Restaurant selbst befand sich im ersten Stock. Dort standen etwa ein Dutzend Tische, von denen die meisten besetzt waren. Sie bekamen den Tisch vor dem Fenster, einen runden Tisch mit Blick auf die Schelde. Unter ihnen, am Kai, herrschte reger Verkehr, dessen Lärm bis zu ihnen drang. Der Tisch war makellos weiß gedeckt, mit fünf Gedecken: Tellern, Gläsern und Besteck sowie einer Vase mit frischen Blumen in der Mitte.

„Sie sitzen neben mir“, sagte Pieters und legte seine Hand auf Maartens Arm, „denn ich habe gleich noch etwas mit Ihnen zu besprechen. Und wenn Sie an meine andere Seite kommen würden?“, sagte er zu Beerta.

Sie setzten sich, Maarten zwischen Pieters und de Brouckere, Beerta zwischen Pieters und Vanhamme. Von seinem Platz aus konnte Maarten auf die Schelde blicken, deren Wasser in der Herbstsonne funkelte und in der ein paar große Schiffe vor Anker lagen. Hinter ihm hörte man das kultivierte Stimmengewirr und das Klappern des Bestecks der anderen Gäste. Wie aus dem Nichts kam ein Ober her-

beigeilt, der die Speisekarten austeilte und sich zu Pieters hinüberbeugte. „Fragen Sie die Herren, was sie als Aperitif wünschen“, sagte Pieters, „und bringen Sie mir den Aperitif des Hauses. Und bitten Sie doch den Kellermeister, einmal zu uns zu kommen.“

„Was nimmt man hier als Aperitif?“, fragte Maarten, als sich der Ober an ihn wandte.

„Alles, was Sie wünschen“, antwortete der Ober.

Die Antwort brachte Maarten in Verlegenheit. „Dann eben einen jungen Genever!“ Er schlug die Speisekarte auf und sah sich die dort aufgeführten Gerichte an. Seine Karte enthielt keine Preise.

„Ich schlage vor, dass wir uns auf die Suppe, eine Vorspeise Ihrer Wahl und den Hasenrücken als Hauptgericht beschränken, der ist hier nämlich sehr gut“, sagte Pieters. „Nachher können wir dann eine Entscheidung über das Dessert treffen.“

Während jeder für sich die Karte studierte, brachte der Ober die Aperitifs. „Haben Sie bereits Ihre Wahl getroffen?“, fragte er Pieters und zog einen kleinen Schreibblock hervor.

Maarten war durch die Aussicht, Hasenrücken essen zu müssen, obwohl er es eigentlich gar nicht wollte, so befangen, dass er nicht hörte, was die anderen bestellten, und erschrak, als er an der Reihe war. „Ich will keine große Vorspeise“, sagte er.

„Die Vorspeisen sind hier immer bescheiden“, half Pieters. „Sie brauchen keine Angst zu haben, dass Sie sich überessen.“

„Dann nehme ich Hummer“, sagte Maarten aufs Geratewohl und dachte dabei an den Krabbencocktail, den Nicolien im letzten Jahr zu Weihnachten gemacht hatte.

„Ich schlage vor, dass wir auf die neue Formel für unseren Atlas anstoßen“, sagte Pieters und erhob sein Glas.

„Wie lautet die Formel?“, fragte Maarten und nahm sein Glas in die Hand.

„Vollständigkeit!“, antwortete Pieters.

Sie erhoben die Gläser, nahmen einen Schluck, erhoben sie erneut und stellten sie wieder neben ihren Teller.

Der Kellermeister kam an ihren Tisch. „Herr Stadtdirektor?“, fragte er höflich und mit einer kleinen Verbeugung.

„Ah“, sagte Pieters. „Bringen Sie uns einen guten Weißwein, ich denke da an einen Sancerre“, er legte seine Hand auf den Arm des Kellermeisters, „und suchen Sie uns einen Rotwein, der zum Hasenrücken passt. Ich verlasse mich auf Sie!“

Während der Kellermeister sich entfernte, wandte sich Pieters Maarten zu. „Herr Beerta wird nächstes Jahr fünfundsechzig und gibt dann seine dienstliche Stellung auf.“

„Ja“, sagte Maarten, griff mechanisch zu seinem Glas und umklammerte es mit seinen Fingern.

„Ich habe die Absicht, zu diesem Anlass eine Sonderausgabe von *Ons Tijdschrift* herauszubringen. Darin erwarte ich einen Artikel von Ihnen sowie einen umfassenden biographischen Abriss, in dem die Bedeutung von Herrn Beerta für die Wissenschaft ausführlich dargestellt wird. Zusätzlich werde ich auch die Mitglieder Ihrer Kommission einladen, einen Beitrag zu liefern, so dass es eine Ausgabe wird, die den großen Verdiensten von Herrn Beerta für unser Fach angemessen Rechnung trägt.“ Er sah Maarten aus der Nähe an.

Maarten hatte das Gefühl, als stürze die Welt über ihm zusammen. Er erstarrte, betrachtete sein Glas und nahm einen Schluck. Für einen kurzen Moment sah er Beerta auf der anderen Seite des Tisches sitzen, wie er etwas rot angelaufen mit einem vergnügten Gesicht an seinem Aperitif nippte. „Darüber werde ich erst einmal nachdenken müssen“, sagte er und sah Pieters wieder an.

„Denken Sie darüber nach“, sagte Pieters in einem warmen Ton und tippte ihm auf den Arm, „und lassen Sie mich so bald wie möglich wissen, wie Ihre Entscheidung ausgefallen ist. Ich zähle auf Sie!“ Er wandte sich von ihm ab und richtete das Wort an Beerta. „Herr Beerta!“

Was er zu Beerta sagte, entging Maarten. Abwesend sah er zu, wie der Kellner die Suppe austeilte und ein Sortiment an Gabeln, Zangen und Haken rund um seinen Teller legte. Er löffelte seine Suppe aus und sah kurz darauf zu seinem Entsetzen, dass man einen vollständigen Hummer vor ihn hinstellte. De Brouckere sagte etwas zu ihm. Er reagierte darauf mit einem Lächeln und gab irgendeine Antwort, an die er sich bereits im nächsten Augenblick nicht mehr erinnern konnte.

Während er vergeblich mit einem Haken und einer Zange im Hummer herumzustochern begann, fühlte er sich todunglücklich. Als die anderen ihre Vorspeise verzehrt hatten, gab er seine Versuche auf und ließ den Hummer abräumen, in der traurigen Gewissheit, dass er ein besseres Los verdient hatte. Der Kellermeister brachte den Wein. Er zeigte Pieters das Etikett, entkorkte die Flasche und ließ ihn probieren. „Kennen Sie diesen Wein?“, fragte Pieters Maarten, als der Kellermeister sich wieder entfernt hatte. Er zeigte ihm die Flasche. Es war ein Margaux aus dem Jahr, in dem Maarten sein Studium beendet hatte.

„Nur dem Namen nach.“

„Am Wein soll man nicht sparen“, meinte Pieters.

[...]

Sie betraten die hohe Halle des Bahnhofs und stiegen zu den Gleisen hinauf. Der Zug, der dort abfahrbereit stand, war überheizt, und sofort kehrten Maartens Kopfschmerzen zurück, und zwar noch heftiger als zuvor. Außerdem war ihm jetzt auch noch übel, so übel, dass er Angst hatte, sich übergeben zu müssen. Er zog das Fenster auf und lehnte sich hinaus, holte tief Luft und sah auf das gegenüberliegende Gleis, wo Leute wartend hin- und hergingen. Als sich der Zug in Bewegung setzte, blieb er noch eine Weile stehen, bis sie die Überdachung verlassen hatten. Er schob das Fenster wieder zu und setzte sich Beerta gegenüber. Beerta wirkte munter. „So ein Treffen finde ich wichtig“, sagte er.

„Finden Sie?“

„Ja. Ein solcher Kontakt lässt sich mit Briefen nicht zustande bringen.“

„Aber wir haben über nichts gesprochen. Alle Probleme, die wir hätten besprechen müssen, sind noch da.“

„Das macht nichts. Worum es geht, ist, dass man sich einmal gesehen und die letzten Neuigkeiten ausgetauscht hat. Auf diese Weise schafft man ein Band, und daran hat man später dann sein Vergnügen.“

„Und die Tagesordnung mit den acht Punkten, über die wir zu

einer Entscheidung kommen sollten? Die ist nicht einmal zur Sprache gekommen.“

„Das machen wir brieflich. Darüber werden wir uns jetzt bestimmt einig. Wenn man erst einmal miteinander gegessen hat, ist das kein Problem mehr.“

Maarten bezweifelte das, doch er schwieg. Er erinnerte sich an die Bitte Pieters, eine Festschrift für Beerta zu organisieren, doch er schob den Gedanken wieder beiseite. Es war ihm augenblicklich nicht möglich, auch noch daran zu denken.



## *Ein Buch des Trostes*

Aus dem Nachwort  
von Gerd Busse

Kurz vor der Jahrtausendwende konnte man in den Niederlanden Zeuge eines sonderbaren Phänomens werden: Die Nation nahm über mehrere Jahre hinweg und mit wachsender Intensität Anteil am Schicksal eines Büroangestellten namens Maarten Koning. Mit atemloser Spannung folgte man seinem Treiben, durchmaß mit ihm die Höhen und Tiefen einer dreißig Jahre währenden Büro-Existenz und verlor dabei doch nie ganz die Hoffnung, dass sich das Blatt eines Tages noch wenden und sein Martyrium ein Ende nehmen könnte.

So viel Anteilnahme am Schicksal eines Romanhelden ist bemerkenswert und bedarf der Erklärung. In der Figur des Maarten Koning hatte sich ihr Schöpfer, der niederländische Autor J.J. Voskuil, sein Dasein als «wissenschaftlicher Beamter» an einem Amsterdamer Institut für Volkskunde von der Seele geschrieben. An diesem Ort hatte er selbst dreißig Jahre seines Lebens zugebracht und ihn anschließend zum schillernden Gegenstand seines fünftausend Seiten umfassenden Megaromans erkoren.

Die Geschichte beginnt 1957. Maarten Koning, ein etwas kontaktscheuer Zeitgenosse – aber mit großen Idealen –, heuert an einem halbvergessenen Institut zur Erforschung niederländischer Volkskultur in Amsterdam an, ebenjenem «Büro», das von einem wendigen, mit allen Wassern gewaschenen, homosexuellen Direktor namens Beerta geleitet wird. Zu seinen ersten Aufgaben im Büro gehört eine Untersuchung über «Wichtelmännchen-Erzählungen» – nicht eben das, was Maarten sich unter einem seriösen Forschungsthema vorgestellt hat. Doch auch bei den anderen Projekten, mit denen er sich beschäftigen muss, kann er sich des Spotts seiner Umwelt gewiss sein. So versucht man etwa, in einer großangelegten Feldstudie über den Umgang des Volkes mit der Nachgeburt des Pferdes – wird sie aufgehängt oder vergraben? – sogenannte «Kulturgrenzen» aufzuspüren. Kurzum, es handelt sich um Projekte, die man dem Steuerzahler besser ver-

schweigt, völlig aus dem Ruder gelaufene Hobbys der Institutsleitung, wie Maarten später einmal einem jungen Kollegen anvertraut.

So ist es also auch kein Wunder, dass Maarten seiner Arbeit wenig Sinn abgewinnen kann, doch er tut sie aus einem tiefen Pflichtgefühl heraus. Er verbringt seine Tage mit dem Anlegen von Karteikarten über alles, was er nicht versteht, langweilt sich auf zahllosen Sitzungen wissenschaftlicher Museumskommissionen oder heimatgeschichtlicher Arbeitsgruppen, wo er den Wissenschaftler geben muss – und hadert derweil mit seinem Los.

Das Institut wächst mit den Jahren, und nicht immer hat man eine glückliche Hand bei der Auswahl des Personals. Viele der «Tölpel», mit denen sich der inzwischen zum Abteilungsleiter aufgestiegene Maarten tagtäglich herumschlagen muss, sind alles andere als eine Zierde der Zutunft: Wenn sie nicht gerade an einer ihrer seltenen Publikationen herumwerkeln, feiern sie krank oder hecken Intrigen gegen ihren Chef aus. Dabei wäre Maarten der Allerletzte, der ein solches Verhalten verdient hätte – ein Mann, der sich, wie er selbst findet, um seine Leute stets wie der gute Hirte um seine Schäfchen bemüht hat. Und wie wird es ihm gedankt? Kaum hat Maarten im letzten Band des Zyklus den wohlverdienten Ruhestand angetreten, macht sich seine Abteilung daran, rigoros die Spuren seines Wirkens zu tilgen – bis hin zur unangekündigten Entfernung seines Schreibtisches, den man ihm zunächst noch als eine Art letzte Bleibe belassen hatte.

Während all der Jahre lebt Maarten an der Seite einer Frau, die man, um es vorsichtig auszudrücken, mögen muss. Nicolien, so ihr Name, hatte sich eigentlich ein Leben mit ihm im trauten Heim vorgestellt, in dem man – arm, aber glücklich – den alten linken Idealen von einem «wahrhaftigen» Leben nachhängen kann. So passt es ihr gar nicht, dass Maarten den ganzen Tag außer Haus ist und langsam Karriere macht – und das lässt sie ihn nur allzu deutlich spüren. Im endlosen häuslichen Streit löst sich für Maarten auch die letzte Hoffnung auf, dass es für ihn auf dieser Welt doch noch irgendwo ein Plätzchen an der Sonne geben könnte.

Bereits kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes im Jahre 1996 entwickelte sich der Roman in den Niederlanden zu einem nationalen Großereignis. Der Verlag G.A. van Oorscot verkaufte mehr als 400 000 Exemplare des Werks. Die Leser waren so fasziniert von der Lebensbeichte des kleinen Angestellten Maarten Koning, dass sie sich morgens vor den Buchhandlun-

*Die Nieuwe Hoogstraat in  
Amsterdam, fotografiert  
von J.J. Voskuil. In dem Haus  
links vorne befand sich der  
Eingang zum Büro.*



gen drängten, wenn ein neuer Band der Büro-Saga ausgeliefert wurde. Doch das Heer derer, die Anteil am Leben Maarten Konings genommen haben, dürfte noch um ein Vielfaches größer sein. Ein Theaterstück nach Motiven des Buches war monatelang ausverkauft, und im niederländischen Radio wurde jahrelang eine Hörspielfassung des kompletten Romans gesendet; 2011 startete wegen der regen Nachfrage eine Wiederholung. Als das reale «Büro» 1998 an den Stadtrand von Amsterdam umzog, wurden auf vielfachen Wunsch aus der Bevölkerung in den alten Büroräumen Führungen für Voskuil-Fans veranstaltet. Und wer in Amsterdam auf den Spuren Maarten Konings wandeln und die Wege etwa von seiner Schlafhöhle zu seinen beruflichen Wirkungsstätten und von dort zum Markt für den mittäglichen Einkauf der Kartoffeln für Nicolien abschreiten will, wird bestens mit einem «literarischen Stadtführer» zu J.J. Voskuil bedient. Ein «Kreuzweg» der besonderen Art.

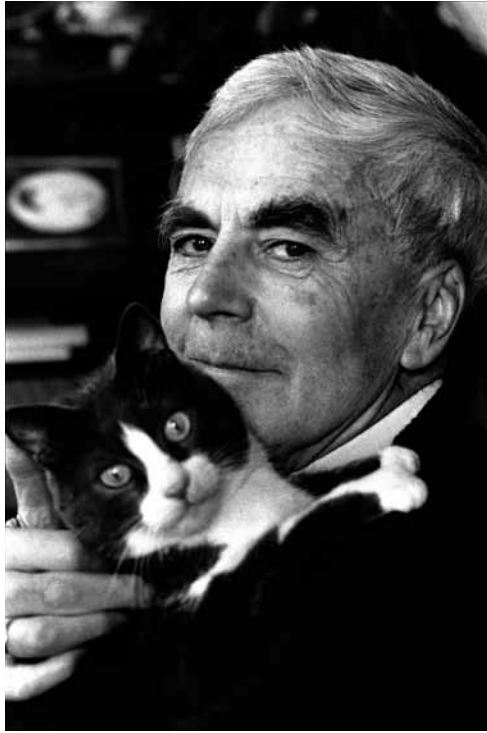
Ganze Belegschaften niederländischer Fabriken und Büros haben sich zu *Het Bureau*-Fanclubs zusammengefunden, darunter auch einige begeisterte Leser, die dem Autor ein komplettes Buch mit ihren eigenen, ergreifenden Büroschicksalen füllten und es ihm feierlich bei einem seiner Auftritte überreichten. Doch nicht nur auf den Bürofluren und in den Amtsstuben – sogar auf den Sterbelagern des Königreichs war *Het Bureau* noch ein Thema. So wandte sich die schwerkranke Amsterdamer Stadträtin Annemarie Grewel 1998 an den Voskuil-Verleger Wouter van Oorschot und bat um Einblick in die bis dahin noch nicht erschienenen Bände des Romans, damit sie in Frieden sterben könne.

Um *Het Bureau* und seinen Helden Maarten Koning kam es zu einem Medienhype, wie ihn die Niederlande noch nicht erlebt hatten. Es gab lange Interviews mit dem Autor in Funk und Presse, die um ausführliche Hintergrundberichte über das reale Büro und dessen «Insassen» ergänzt wurden, und die Literaturkritik übertraf sich in Lobeshymnen, wenn sie sich nicht verwundert über den Riesenerfolg des Werkes die Augen rieb. Mit *Het Bureau* war ein Roman zum Bestseller avanciert, der keinen wirklichen Plot kennt, mit einem wenig aufregenden Thema wie dem Alltag in einem Büro aufwartet und der zudem in einer so nüchternen, fast holzschnittartigen Sprache geschrieben ist, dass sie von Kritikern gelegentlich als «Buchhalterprosa» verspottet wurde.

Was ist bloß an diesem Roman, dass er unsere ansonsten doch eher nüchternen Nachbarn zu solchen Begeisterungstürmen reizte und Sterbenden das Letzte Sakrament ersetzte? Ist es der schonungslose Blick in die Abgründe einer kleinen, aber aufrechten Bürokratenseele namens Maarten Koning, der den Nerv seiner Leser getroffen hat? Oder sind es die intimen Einblicke in die Abläufe einer modernen Arbeitsorganisation, wie man sie sonst nur bekommt, wenn man selbst Teil dieser Organisation ist und sein Dasein in einem ähnlichen geistigen Vakuum zwischen Eingangskörbchen und Ausgangskörbchen fristet, wie es Voskuil in seinem Roman so eindringlich beschreibt?

Es ist wohl beides, doch es ist vor allem die Tatsache, dass viele Leser des Voskuilschen Büro-Epos in sich selbst auch so einen Maarten Koning spüren, der versucht, einer sinnlosen Arbeit in einer perfekt durchorganisierten und dabei, seien wir ehrlich, völlig überflüssigen Institution eine tiefere Be-

*J.J. Voskuil*  
(Foto Bert Nienhuis)



deutung abzuringen. Denn Maarten ist einer wie sie: ein unbedeutender und unverstandener Büromensch, ein «Lohnsklave», der tagtäglich seine Pflicht tut in diesem, wie es bei Voskuil heißt, «Dschungel da draußen», einer, der gelegentlich von der Flucht aus seinem Joch träumt und sich schließlich mit den Verhältnissen zu arrangieren lernt – aber auch einer, der bei alledem das nagende Gefühl nicht los wird, dass es das allein doch nicht gewesen sein kann, was man sich vom Leben erhofft hat.

Der niederländische Theologe und Voskuil-Fan Erik van Halsema sieht in *Het Bureau* ein «Buch des Trostes». Vielleicht hat er sogar recht damit: Den dumpfen Grundzweifel am Sinn des eigenen Tuns und Strebens – bei Voskuil findet man ihn eindrucksvoll in Worte gefasst. Endlich steht man nicht mehr allein da, sondern hat in Maarten Koning einen treuen Verbündeten gefunden. Und das hat in der Tat etwas ungemein Tröstendes.

# *Einsicht ist die einzige Freiheit*

Von Arjan Peters

In der niederländischen Literatur hat seit zehn Jahren kein Projekt so viel Aufsehen erregt wie *Het Bureau* – «Das Büro» –, ein Roman, der allerdings in mancherlei Hinsicht als typisch niederländisch gelten kann. Ein Mann geht dreißig Jahre lang zu seiner Arbeit und hat zu Hause ständig Streit; der Autor, J.J. (Han) Voskuil, zeichnet das, was ihm widerfährt, mit einer Nüchternheit auf, die bar jeglichen Vorstellungsvermögens zu sein scheint. Und ausgerechnet dieser Zyklus, bestehend aus sechs faustdicken Bänden und einem schmalen Schlussband, hat das Volk in Scharen in die Buchhandlungen getrieben. Allein deshalb schon verdient dieses Riesenprojekt nähere Betrachtung.

Was ist das Geheimnis des Erfolgs von *Het Bureau*? Denn es ist ein wenig unbefriedigend, dies ausschließlich durch den «Wiedererkennungseffekt» zu erklären. Zwar gehen viele Menschen tagtäglich einer Bürotätigkeit nach, und viele von ihnen werden, wenn man sie fragen würde, eingestehen müssen, dass sich ihnen nicht immer der Sinn ihrer Tätigkeit erschließt. Doch Voskuil hat etwas mit seiner Erfahrung *gemacht*, so dass Hunderttausende eine wahre Sucht nach den Erlebnissen Maarten Konings entwickelt haben, der zwischen 1957 und 1987 als «wissenschaftlicher Beamter» an einem volkskundlichen Institut beschäftigt war. Das P.J. Meertens Instituut in Amsterdam, das Modell für «Das Büro» gestanden hat, ist durch den Roman von J.J. Voskuil eine nationale Berühmtheit geworden.

«Das ist nicht mehr meine Zeit», konstatiert Maarten Koning im Jahre 1979, nachdem er eine Folge der populären Puppenserie *Die Muppet Show* gesehen hat. Es übersteigt seinen Verstand, dass Leute sich so kindisch verhalten können und andere Leute sich darüber auch noch amüsieren.

Maarten Koning und J.J. Voskuil sind nicht ein und derselbe. Der ungeahnte Erfolg von *Het Bureau* beruht schließlich zu einem nicht geringen Teil auf dem Muppet-Show-Prinzip. Dass Menschen sich so ungemein kindisch



*Der Weg zum Büro*

verhalten können, ist eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für die Leser des Romanzyklus.

Das unglaubliche Genörgel, das durch die nüchterne Art, in der es im Roman registriert wird, schon wieder geistreich ist, macht alle Einzelbände gleichermaßen unterhaltsam. Dennoch lassen sich unterwegs diverse Verschiebungen beobachten, so dass jeder Band dieses Megaromans auf seine ganz besondere Art unwiderstehlich ist.

Die tragische Komponente des Romans verleiht der Banalität der Dialoge in *Het Bureau* Gewicht und sogar Tiefe. Es ist die Muppet Show mit einer Träne im Augenwinkel, ergreifender und zielgerichteter als eine Puppenserie, die nichts anderes bezweckt als zu unterhalten. Voskuil trägt mit seinem Zyklus einen Stein, wenn nicht ein ganzes Bauwerk zur Geschichte seines alten Fachgebietes bei.

Das Büro – also das Institut – erforscht das Verhalten von Gruppen; *Het Bureau*, der Roman, erforscht das Verhalten der Gruppe von Menschen, die

in diesem Büro arbeitet, und zwar mit einer Hartnäckigkeit, in der sich der Autor und der Wissenschaftler wieder vereinen.

Denn Maarten Koning glaubt durchaus, einer festen Gruppe anzugehören. Doch der Leser erfährt, dass die Solidarität, die er sich auf die Fahne geschrieben hat, in der Praxis auf eine frostige Quengelei hinausläuft. Hinter seinem Rücken wird getratscht, Kollegen fallen ihm auf Sitzungen öffentlich in den Rücken, er muss sie sogar mehrfach zur Raison bringen, sie an ihre Aufgabe erinnern und daran, welches Ziel damit verbunden war.

Er hat mehr zu tun als jemals zuvor: Vorträge schreiben, die Brotstudie durchführen, Sitzungen abhalten über die Frage, ob man Dritte-Welt-Kaffee oder den üblichen Douwe Egberts ausschenkt (der Kantinenbetreiber sammelt die Wertmarken), mit in- und ausländischen Kommissionen und dem Ministerium beraten, Besucher einweisen, Telefonate beantworten, in der Mittagspause auf Bitten Nicolien Kartoffeln holen sowie der unbekannteren und (schon aus diesem Grund) beängstigenden Universitätsbibliothek einen Besuch abstatten – eine Übung in Slapstick, mit Maarten in einer Glanzrolle und mindestens so interessant wie Mr. Bean.

Über, hinter und unter all diesen Szenen aus den Jahren 1979 bis 1982, die so oft Anlass für ein Schmunzeln und manchmal sogar für Lachtränen bieten, liegt der Fluch der Vergeblichkeit und der bitteren Isolation. Beim Lesen des fünften Bandes *En ook weemoedigheid* («Und auch Wehmütigkeit»), dessen Titel auf Willem Elsschots berühmtes Gedicht «Die Ehe» verweist, gefriert einem das Lachen auf den Lippen.

Die Vergangenheit wird unwiederbringlich verbessert, die Infantilisierung schreitet voran. «Der Mensch ist ein Spielball zufälliger, sich fortwährend verändernder Umstände», schreibt Maarten in einem Brief an den Wissenschaftler Vreeburg. Die unaufhaltsame Bewegung ist nur wahrnehmbar, wenn man zumindest *versucht*, die Welt für einen Moment anzuhalten – wie es in den sieben Bänden des Romans geschieht. Es gelingt nie zur Gänze, doch zu zeigen, dass es nie ganz gelingen kann, ist ein Verdienst, und sicher kein geringes. Keine Wissenschaft, wohl aber ein Beweis: das Merkmal echter Literatur.

*Arjan Peters, geboren 1963, ist Redakteur und Literaturkritiker der niederländischen Tageszeitung «de Volkskrant». – Aus dem Niederländischen von Gerd Busse*



# Eine Übersetzung wie ein Schrank

Von Gerd Busse

«Ich kann nicht verstehen, dass ein Buch, dessen Wortschatz dreihundert Wörter nicht übersteigt, bei uns als große Literatur gefeiert wird», sagte der Schriftsteller Adriaan van Dis einmal etwas abschätzig über die Qualitäten des 5 000-Seiten-Opus *Het Bureau* von J.J. Voskuil. Zwar ist dies übertrieben – der Wortschatz Voskuils ist reicher als von van Dis unterstellt –, doch im Kern hat er Recht: *Het Bureau* ist ein Roman, der ohne jede Präntation und in einer ganz einfachen Sprache geschrieben ist, die manchmal wie in Stein gemeißelt wirkt und dennoch von erstaunlicher Kraft ist. Doch wie übersetzt man einen Roman wie *Het Bureau* so, dass er auf deutsche Leser eine ähnlich starke Anziehungskraft ausübt wie auf niederländische?

Die wichtigste Regel für den Übersetzer findet sich vielleicht in *Het Bureau* selbst. Dort heißt es in einer Entgegnung Maarten Konings auf die Frage des Institutsdirektors Beerta, ob er sich die neue Stelle in seinem Büro auch zutraue: «Ich werde meine Sache so gut machen, wie es mir möglich ist. So wie ein Tischler einen Schrank macht.» So könnte man auch *Het Bureau* übersetzen: wie ein Tischler einen Schrank macht. Es bedeutet, dass man nach einer Vorlage arbeitet, die es – mit den zur Verfügung stehenden Materialien – möglichst originalgetreu zu kopieren gilt. Doch die Kopie muss am Schluss nicht nur aussehen wie das Original, sondern sie muss auch so funktionieren.

Aber geht das so einfach?

Die Schilderungen des niederländischen Büroalltags weisen zwar eine Reihe von skurrilen Eigenarten auf, doch sie stellen an keiner Stelle ein Hindernis für das Verständnis der Handlung dar. Sie sorgen im Gegenteil für den notwendigen Schuss Exotik und dienen dem Übersetzer als willkommene Gelegenheit, den Leser daran zu erinnern, dass er sich in einem *niederländischen* Roman befindet. Das eigentliche Thema des Romans, die moderne Arbeitswelt mit ihrem sozialen Beziehungsgeflecht, ist ohnedies



Karteikästen im Amsterdamer Meertens Instituut  
(Foto Cor Mooij)

so universell, dass sich jeder Leser – Niederländer oder nicht – darin wiederfinden kann.

Etwas schwieriger ist es hingegen, die niederländische *kantoortaal* in eine deutsche Bürosprache zu übertragen. Hier ist Fingerspitzengefühl gefragt, wenn bei einer typisch niederländischen Wendung eine Entsprechung im Deutschen gefunden werden muss, die inhaltlich dasselbe bedeutet, auf derselben Stilebene angesiedelt ist und sich bei der Übersetzung nicht zu weit vom Original entfernt. Doch das zu erkennen und umzusetzen ist übersetzerisches Handwerk und kein Geniestreich.

Oft sind es Nuancen, die dem Gesagten ihre besondere Aussage geben. Mühe bereiten dabei vor allem zeitgebundene, oft jugendsprachliche Ausdrücke. Ein Beispiel hierfür ist das von Voskuil gern benutzte Wort *mieters*, das soviel wie «toll», «prima» oder «klasse» bedeutet, aber eine leicht sexuelle Konnotation hat. Es ist abgeleitet von *sodemieter*, Einwohner der Stadt Sodom – bekanntlich Anhänger «widernatürlicher» Sexualpraktiken –, und würde sich im Deutschen wohl am ehesten mit «geil» übersetzen lassen. Das Problem ist jedoch, dass *mieters* ursprünglich ein Wort aus den 1920er Jahren ist, inzwischen reichlich altmodisch wirkt und fast ausgestorben ist

(dank *Het Bureau* allerdings ein Revival in der niederländischen Sprache erlebt hat). Und solange man als Übersetzer nicht weiß, ob zu Zeiten des jüngeren Maarten Konings, das heißt in den 1950er und 60er Jahren, auch in Deutschland bereits von einer «geilen Sache» gesprochen wurde, sollte man es vielleicht bei einem neutralen Wort wie «toll» oder «klasse» belassen.

Fingerspitzengefühl erfordern auch gewisse sprachliche Marotten der Romanfiguren. Da gibt es etwa die mit vielen Frage- oder Ausrufezeichen versehenen Temperamentsausbrüche Nicolien, die mürrisch-knappe Redeweise des späteren Institutsleiters und Beerta-Nachfolgers Balk, das entrustete Stottern Freek Matsers, die ewig gleichen Wendungen der Kommissionsvorsitzenden Kaatje Kater («Hört, hört!») oder die pedantisch-präzise Ausdrucksweise des Koning-Mitarbeiters Bart Asjes («Dagegen möchte ich doch ernsthaft Widerspruch anmelden»). Denn hier zeigt sich eines der eher praktischen Probleme bei der Übersetzung. Es hat damit zu tun, dass es sich bei *Het Bureau* um einen Schlüsselroman handelt – das heißt, alle Figuren, die darin auftauchen, haben ihre Vorlage im realen Leben. Deshalb kann es nicht schaden, wenn man sich als Übersetzer auch mit den *realen* Personen beschäftigt, die den Voskuil'schen Bürokosmos bevölkert haben und ihn zu seinem Roman inspirierten. Für das bessere Verständnis des Textes lohnt es sich, mehr über sie herauszufinden: wer sie waren (oder sind), wie sie aussahen und, vor allem, wie sie sprachen und sich gaben.

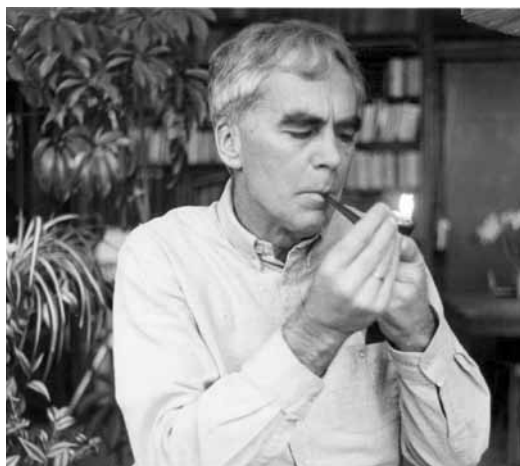
Als Übersetzer hat man manchmal das Vergnügen, bei einem Autor zu Hause eingeladen zu sein und sozusagen einen Blick in die literarische Küche werfen zu können – bei Voskuil war es gleich ein doppeltes Vergnügen. Denn so wie das Büro ist auch der zweite große Handlungsort im Roman nach dem Leben gezeichnet: die Wohnung des Autors in der Herengracht in Amsterdam. Ist man dort zu Besuch, bewegt man sich gewissermaßen in der Romankulisse und gewinnt so eine Vorstellung von Ambiente, Atmosphäre und Entfernungen. Außerdem lassen sich dabei – für einen Übersetzer manchmal so überaus wichtige – Fragen klären wie die nach der im Roman erwähnten Kaminverkleidung oder ob es sich bei den beschriebenen *stoelen* um «Stühle» oder «Sessel» handelt. Geht es um die erste, im Roman ebenfalls prominent vertretene Wohnung in der Lijnbaansgracht in Amsterdam, kann man die Witwe des Autors, Lousje Voskuil-Haspers, fragen.

Aber vor allem ist es immer wieder die Sprache selbst, die zu schaffen macht. So ist es nicht leicht, in der Übersetzung stets den knappen, lakonischen Ton zu treffen, in dem der Roman gehalten ist. Denn manchmal ist dieser Duktus so knapp und so lakonisch, dass die Sätze nur schwer ins Deutsche zu transportieren sind: Wortwiederholungen, unverbundene Aufzählungen, falsche Vorzeitigkeiten – alles, was im Deutschen (und eigentlich auch im Niederländischen) verpönt ist (dort allerdings eher toleriert wird als bei uns). Man kann den Text natürlich glätten, doch, so meine Erfahrung, man tut ihm letztlich keinen Gefallen damit. Denn dieser Stil ist ebenso gewollt wie prägend für *Het Bureau* und macht einen wesentlichen Teil seiner Wirkung aus.

Voskuil zu übersetzen ist also keine ganz leichte Aufgabe, aber es ist machbar. Und letztlich sollte man sein Tun als Übersetzer auch nicht zu ernst nehmen, sondern es eher als großen Spaß betrachten. Denn wenn *Het Bureau* eine beherzigenswerte Botschaft enthält, ist es die, die Maarten Koning seinem Untergebenen Ad Muller gleich bei Dienstantritt mit auf den Weg gibt: «Wenn der Minister hier hereinkäme und sagen würde: ›Herr Koning, was tun Sie hier eigentlich?‹, würde ich ihm antworten: ›Nichts, Exzellenz! Meine Arbeit ist vollkommen sinnlos und ohne jeden Wert.‹»

## *Ein Roman über das Leben*

Ein Gespräch mit J.J. Voskuil



*J.J. Voskuil in seiner Wohnung*

**Herr Voskuil, haben Sie eine Erklärung für den Riesenerfolg, den Ihr Roman *Het Bureau* hier in den Niederlanden hat?**

Die einzige Erklärung, die mir dafür einfällt, ist die, dass Menschen ihre eigene Arbeitssituation in *Het Bureau* wiedererkennen. Das hatte ich absolut nicht erwartet, zumal ich den Roman

auch nicht so sehr wegen der Arbeitssituation geschrieben hatte als vielmehr wegen der menschlichen Beziehungen, die man dort antrifft. Im Nachhinein stellte ich fest, dass eine ganze Menge Leser ihren Beruf in dem meinen erkennen und vor allem die menschlichen Beziehungen darin. Ich habe das von Leuten gehört, die im medizinischen Bereich arbeiten, von Theologen und sogar von Elektrikern. Es ist merkwürdig: Auch wenn sie etwas ganz anderes machen, scheint ihr Beruf dennoch dem meinen zu ähneln.

### **Was ist das eigentliche Thema des Romans?**

Im Kern geht es um Folgendes: Als ich das «Büro» erst einmal verlassen hatte, stellte ich fest – und das hatte ich nicht erwartet –, dass ich dort schon nach wenigen Monaten keinen Platz mehr hatte. Ich betrat es als jemand, der dort früher einmal gearbeitet hatte, aber es war deutlich zu spüren, dass man mich – obwohl das Verhältnis zu den Kollegen optimal

gewesen war – lieber nicht mehr sah. Kaum hatte ich einen Nachfolger, entschied sich ungefähr die Hälfte der Leute für seinen neuen Stil und sah in mir ein Problem. Das hatte ich mir nicht träumen lassen, und ich war zutiefst geschockt. Die 30 Jahre, die ich dort gearbeitet hatte, waren plötzlich verschwunden, hatten sich verflüchtigt – ich hatte nicht gelebt. Ein oder zwei Jahre später, das Problem beschäftigte mich gerade, träumte ich, dass ich begraben wurde und aus meinem Grab noch einmal nach oben sah ...

### **Das ist auch die Schlussepisode des Romans ...**

Richtig. Ich sah nach oben und erkannte die Menschen nicht, die sich von meinem Grab entfernten. Das war die Situation, wie ich sie nach meiner Pensionierung erlebte. Darüber musste ich ein Buch schreiben: Ich musste begreifen, warum mein Leben einen solchen Verlauf genommen hat. Dazu musste ich mich an das erinnern, was ich verdrängt hatte. Denn man erlebt in den erzwungenen menschlichen Kontakten an seinem Arbeitsplatz Dinge, die irgendwie nicht stimmig sind, das heißt, jemand tut etwas außerhalb des Rahmens, den man ihm zugewiesen hat. Gerade diesen Dingen habe ich meine Aufmerksamkeit gewidmet, in der Hoffnung, dass ich am Ende, wenn ich die gesamten dreißig Jahre durchgearbeitet hatte, bei diesem Traum landen würde. Und ich bin exakt dort gelandet!

### **Was ist Het Bureau? Eine Berufsautobiographie – oder ein Büroroman?**

Nein, es ist kein Büroroman, sondern es ist ein Roman über das Leben, wenn auch nur das Leben eines einzelnen Mannes. Doch meines Erachtens gilt das, was er erlebt hat, für jeden Berufstätigen.

**Der Theologe Erik van Halsema – nebenbei Betreiber einer Website über Het Bureau – nannte Ihren Roman ein «Buch des Trostes», weil viele Menschen in einer vergleichbaren Situation stecken und Trost aus dem schöpfen, was sie dort zu lesen bekommen. Könnte das der Grund sein, weshalb der Roman auf so viele Leser einen so tiefen Eindruck gemacht hat?**

Ja, das höre ich oft von Lesern. Menschen klammern sich natürlich an ihre Arbeit, und wenn dort etwas nicht so gut läuft oder wenn sie Probleme mit ihren Kollegen haben, drängen sie es weg, weil sie es nicht zulassen können. Sie meinen, dass es nur ihnen allein so geht, denn darüber wird nicht geredet. Das Buch zeigt ihnen, dass dem nicht so ist, und ich glaube, darin liegt der Trost. Das Gefühl von Einsamkeit, das man hat, das Gefühl,

jeden Moment vor die Tür gesetzt werden zu können, das erhält hier seine Form, wird sichtbar. Und das bietet Trost.

**Wie reagierten die ehemaligen Kollegen des Instituts auf den Roman?**

Bei einigen der Kollegen überwog anfangs der Ärger. Die übrigen verhielten sich stiller, fanden es unziemlich, meinten, dass ich Intimitäten erzählt hätte. Das Merkwürdige ist, dass ich überhaupt keine Intimitäten erzählt habe. Der Roman enthält nichts, für das sich jemand schämen müsste. Es ist die Angst des Menschen, als Herdentier in der Gruppe aufzufallen, die Angst, gesehen und beschrieben zu werden. Das wird schnell als Intimität empfunden, auch wenn es überhaupt nicht um Intimitäten geht. Dem Roman wurde häufiger vorgeworfen, dass darin kein Sex vorkomme. Aber es gibt im Büro auch keinen Sex, zumindest nicht in dem, in dem ich war.

**Christoph Buchwald sagte einmal auf die Frage nach einer deutschen Übersetzung des Romans: «Ich bezweifle, ob Voskuils Anspielungen auf die niederländische Büromentalität beim deutschen Publikum ankommen.» Ist das, was Sie beschreiben, tatsächlich so typisch Niederländisch?**

Ich glaube schon, dass es in einem niederländischen Büro bestimmte Gewohnheiten gibt, die man in einem anderen Land nicht kennt. Vielleicht sind die etwas lockere Einstellung und die wenig hierarchischen Verhältnisse für Deutsche ungewohnt. Ich kann mir vorstellen, dass ein Nichtniederländer dabei kurz stutzt, aber wenn er seinen Blick daraufhin den Menschen in dem Roman zuwendet und sieht, wie sie funktionieren, warum sie etwas Bestimmtes tun oder sagen, ist diese Welt für ihn ohne weiteres erkennbar.

**Gibt es noch etwas, das bisher nicht zur Sprache gekommen ist und das Sie gern noch loswerden möchten?**

Ja, vielleicht noch dies. Ich habe eine Abneigung gegen Bücher, bei denen sich der Autor etwas ausgedacht hat. Ich finde, dass ein Buch nur dann eine Existenzberechtigung hat, wenn sein Autor das Buch nötig hat, um ein Problem zu lösen, das er selbst in seinem eigenen Leben hat. Die Autoren, die so schreiben, sind eigentlich die Einzigen, die es wert sind, gelesen zu werden – zumindest sind es die Einzigen, die ich lese.

*Das Gespräch führte Gerd Busse.*

Die Texte von Lut Missinne, Arjan Peters und Gerd Busse  
(«Eine Übersetzung wie ein Schrank») wurden mit freundlicher Genehmigung  
der Autoren und des Waxmann Verlags folgendem Band entnommen:  
Lut Missinne, Gerd Busse (Hrsg.): Het Bureau. Ein Abend mit J.J. Voskuil  
© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2011

Das Interview mit J.J. Voskuil erschien zuerst in:  
Journal Arbeit 1, Nr. 1, Frühjahr 2001, S. 37–38,  
und wird hier gekürzt wiedergegeben.

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2012

*www.beck.de*  
*www.das-büro-der-roman.de*